331.3.72

WILHELM SCHARRELMANN

Schweigende Liebe

Ein Liebesalmanach

P. H.

The person charging this material is responsible for its return to the library from which it was withdrawn on or before the **Latest Date** stamped below.

Theft, mutilation, and underlining of books are reasons for disciplinary action and may result in dismissal from the University.

To renew call Telephone Center, 333-8400

UNIVERSITY OF ILLINOIS LIBRARY AT URBANA-CHAMPAIGN

NOV 17 1987

NOV 24 1987

L161—O-1096

WILHELM SCHARRELMANN

Schweigende Liebe

Wilhelm Scharrelmann

Schweigende Liebe

Ein Liebesalmanach

VERLAG QUELLE & MEYER LEIPZIG

Copyright 1920 by Quelle & Meyer
Leipzig

Einband und Buchschmuck von
Paul Hartmann

Druck von Radelli & Hille in
Leipzig

EINGANG

Seit alten Zeiten hat der Mai als der eigentliche Monat der Liebe gegolten, und danach müßte dies Buch mit dem Frühling beginnen. Aber die Liebe beweist ihre Macht zu jeder Zeit des Jahres, unbeirrbar und stark wie ein Strom, der seinen Weg zum Meere sucht. Und doch scheint sie im Laufe des Jahres ihr Gesicht zu verändern, und das Lächeln, das ihre Züge umspielt, ist nicht zu jeder Zeit das gleiche . . . Sie scheint ein wenig anders zur Zeit der Rosen und der hellen Nächte als im Herbst oder zur Zeit des tiefsten Schnees . . . und wieder anders, wenn der Frühling über die Erde kommt. Wenn man ein Paar Liebende darum fragt, werden sie es nicht wissen und meinen, ihre Liebe sei sich heute und morgen gleich wie die Sonne, die ihren Weg bescheint. Und doch ist die Sonne am Abend nicht ganz die gleiche wie am frühen Morgen . . . Es ist nur ein Bild. Man kann es nicht sagen . . .

Wir bewundern die Helden der Liebe, die unter der Gewalt ihres Herzens den vollen Becher der Erfüllung an ihre Lippen zwangen, den ihnen das zögernde Leben mürrisch und widerstrebend vorenthielt. Sie handelten aus dem Recht, das ihnen die Liebe gab, und scheuten den Tod nicht darum. Die Welt wird ihre Namen nicht vergessen. Francesca . . .

Romeo ... Käthchen ... Wozu sie nennen? Wir kennen ihre Namen.

Aber es gibt auch ein Heldentum der Liebe, das stiller ist und doch nicht minder groß, das schweigen und entsagen kann, wo doch die ganze Seele ein einziges Verlangen ist. Menschen, die lächeln können und stumm bleiben, wo noch ein einziges Wort Erquickung wäre ... und selbst ihre Nächsten wissen nicht darum. Ihr Heldentum ist Schweigen. Sie kennen die großen Gebärden nicht, und nichts in ihrem Leben scheint zur Bewunderung hinzureißen. Sie gehören dem Alltag, wie wir alle, und scheinen schwach wie wir und sind doch stark wie Götter. Sie leben hinter Masken und sind doch ohne Falsch. Sie lächeln, und du merkst ihnen nicht an, wie schwer es ihnen wird. Aber im stillen tragen sie die Schale ihres Herzens, die voll ist von dem bittersüßen Trank ihrer Liebe, und ihre ganze Sorge ist, nicht einen Tropfen daraus zu verschütten ... schweigende Liebe ...

Vielleicht, daß einigen, die so mit versiegelten Lippen im Schatten stehen, dies Buch in die Hände kommt. Sie werden mehr darin finden als andere ... Ihnen vor allem soll es gehören.

INHALT

	Seite
JANUAR	
Agnes	1
FEBRUAR	
Die Rose	33
MÄRZ	
Die beiden Kränze	43
APRIL	
Die Freundin	65
MAI	
Auf der Landungsbrücke	73
JUNI	
Die drei Schwestern	81
JULI	
Ein Sommertag	99
AUGUST	
Die Rosenlaube	127
SEPTEMBER	
Ellinor	133
OKTOBER	
Die drei Brüder	143
NOVEMBER	
Letztes Erlebnis	177
DEZEMBER	
Der Pflegling	187

JANUAR

AGNES

Der Baron von Kroog war nach dem Tode seiner jungen Frau, die ihm nach einer kurzen, überaus glücklichen Ehe durch einen plötzlichen Blutsturz entrissen worden war, einer düsteren Melancholie anheimgefallen. Die Einsamkeit auf seinem Gute und die völlige Untätigkeit, der er sich seit jenem unglücklichen Ereignisse überlassen hatte, waren nicht dazu angetan, ihn aus seiner verzweiflungsvollen Trauer über den Verlust, der ihn betroffen, zu neuer Lebensfreude zu führen. Er verbrachte die Tage in einem dumpfen Hinbrüten, und seine einzige Tätigkeit erschöpfte sich in der Sorge um das Grab der geliebten Frau, auf dem er von einem berühmten Bildhauer der Hauptstadt ein kostbares Denkmal hatte errichten lassen, das eine trauernde Genie darstellte, die mit schwermütig gesenktem Haupte auf die Stätte niederblickte, die das Kostbarste barg, was der Baron besessen. Die Umgebung des Grabes ließ er durch einen Gärtner, den er für diesen Zweck angestellt hatte, mit einem je nach der Jahreszeit wechselnden Blütenflor schmücken, zu dem ein neu aufgeführtes Gewächshaus die Blumen liefern mußte.

Nach einigen Jahren, als der Schmerz um den erlittenen Verlust unmerklich milder geworden war und sich in müde Fassung und dumpfe Ergebung in

das Unabänderliche verwandelt hatte, entschloß sich der Baron auf die dringendsten und oftmals wiederholten Vorstellungen seines Arztes, eines Schulfreundes von ihm, einige Zeit auf Reisen zu gehen. Er verbrachte den Winter in einem Kurort an der Riviera, beteiligte sich im folgenden Sommer an einer Gesellschaftsreise nach Norwegen und Spitzbergen und kam nach Ablauf eines Jahres auf sein Gut zurück. Seine Jagdleidenschaft, die während der Zeit seiner Ehe und erst recht nach dem Tode seiner Frau völlig geruht hatte, erwachte jetzt von neuem, und sein Freund, froh über die Veränderung, die er im Wesen des Barons bemerkte, versuchte in jeder Weise die heilsame und wohltätige Wendung zu unterstützen und zu nähren. Er schloß sich dem Baron auf seinen einsamen Birschgängen an, trotzdem er wegen seiner Kurzsichtigkeit ein schlechter Schütze war, ließ sich wegen seiner Fehlschüsse geduldig auslachen und genoß dafür die heimliche Freude, den Baron mehr und mehr von seiner jahrelangen Schwermut und Versunkenheit geheilt zu sehen. Aber selbst ihm war es eine Überraschung, als der Baron nach einiger Zeit, vier Jahre nach dem Tode der Baronin, sich entschloß, die Witwe eines benachbarten Gutsbesitzers in zweiter Ehe heimzuführen.

Der Baron, ein Mann von sechsunddreißig Jahren und hoher, stattlicher Erscheinung, nahm sich nun-

mehr plötzlich mit seiner früheren Lebhaftigkeit seines lange vernachlässigten Gutes an. Er wandte bedeutende Geldsummen auf, eine Art Musterwirtschaft einzurichten, berief einen neuen Inspektor, vermehrte und verbesserte durch kostspielige Ankäufe den Viehstand, ließ die alten, unpraktisch eingerichteten Stallgebäude vollständig niederbrechen und nach eigenen Plänen neu aufführen, und erbaute sich in dem prachtvollen Buchenforste, der zu seiner Besitzung gehörte, ein neues Herrenhaus, das er mit allen Bequemlichkeiten ausstatten ließ. Als seine Gattin ihm nach einigen Jahren einen Knaben und kaum ein Jahr darauf ein Mädchen schenkte, schien sein Glück vollständig zu sein. Er war fröhlich und ausgelassen wie früher, nahm an allen Fragen, die die Verwaltung des Gutes und die kleinen Angelegenheiten des Tages mit sich brachten, lebhaften Anteil und schien so endgültig von der Schwermut geheilt, die ihn während der vergangenen Jahre in ihrem Banne gehalten hatte.

Die Erziehung der heranwachsenden Kinder machte es mit den Jahren nötig, eine Erzieherin ins Haus zu nehmen, und die Frau Baronin erinnerte sich bei dieser Gelegenheit einer entfernten Verwandten, die einem verarmten Seitenzweige ihrer Familie angehörend, sich zur Erzieherin ausgebildet hatte. Sie säumte nicht, an sie zu schreiben, verabredete eine

Zuſammenkunft in Berlin, wohin ſie ohnedies wegen notwendig gewordener Beſorgungen fahren wollte, und bat das junge Mädchen, das ihr bis dahin völlig unbekannt geblieben war, durch ſein ſanftes, beſcheidenes Weſen aber einen ausgezeichneten Eindruck auf ſie machte, zum Frühling nach Holzhauſen zu kommen, und erhielt eine bindende Zuſage.

Einige Monate vor Beginn des Krieges, zur Zeit der Oſtern, als der Frühling, der diesmal beſonders zeitig ins Land gekommen war, die Knoſpen in den Wäldern auf Holzhauſen bereits geöffnet hatte, zog die junge Erzieherin ins Haus ein. Der Baron war auf einige Tage abweſend. Er war zu einem befreundeten Gutsbeſitzer gefahren, um deſſen Pferdebeſtand zu beſichtigen und ſich bei dieſer Gelegenheit eine Stute zu erwerben, die er im vorhergehenden Herbſt auf einer Ausſtellung geſehen und die ihm beſonders gefallen hatte. Er hatte das Tier auf der kleinen Station unweit von Holzhauſen ſoeben ſelbſt in Empfang genommen und ritt nun, froh, ein ſo ſchönes Pferd für nicht allzuteures Geld erworben zu haben, darauf heim.

Als er, fröhlich vor ſich hinſummend, die Stute dann und wann am Halſe tätſcheln, den Buchenwald durchritt, der ſich in weiter Ausdehnung rings um das Herrenhaus auf Holzhauſen ausdehnte, ſah er die hellen Kleider ſeiner Kinder durch das Gebüſch

ſchimmern und ſprang vom Pferde, um die Kleinen, die jubelnd auf ihn zueilten, zu begrüßen. Kaum hatte er die Beiden umarmt, als er der Erzieherin anſichtig wurde, die in einem frühlingshellen Kleide den Weg zwiſchen den Buchenſtämmen herauf den Kindern gefolgt war.

Der Baron ſtand bei ihrem Anblick wie vom Blitz getroffen. Haartracht und Kleid, Geſichtsſchnitt und Figur der Unbekannten glichen genau dem Bilde ſeiner verewigten Frau, ſo daß er im erſten Augenblick meinte, eine Erſcheinung zu ſehen. Verwirrt und im Innerſten beſtürzt begrüßte er die ihm Fremde förmlicher, als ſonſt ſeine Art war und wandte ſich wieder ſeinen Kindern zu, innerlich froh, daß ſich ihm in der Beſchäftigung mit ihnen eine willkommene Ablenkung bot. Er ſetzte den Knaben auf ſein ſtürmiſches Begehren auf das Pferd, das von der Eiſenbahnfahrt noch nervös und merklich unruhig war, und hatte durch die Aufmerkſamkeit, die er dem Kinde und der Stute zuwenden mußte, Gelegenheit, ohne unhöflich zu ſein, einem gezwungenen Geſpräche mit dem jungen Mädchen aus dem Wege zu gehen. Den Knaben mit der Linken im Sattel haltend, in der Rechten die Zügel des Pferdes, ſchritt er, von der Erzieherin und der kleinen Gerda gefolgt, mit erzwungen heiterer Miene und verwirrtem Herzen durch den Wald dem Hauſe zu.

Den Abend, den man im Musiksaal verbrachte, schien er zerstreut und still, beobachtete aber Fräulein Lindström, die in heiterer Unbefangenheit einige Stücke am Flügel vortrug, heimlich mit desto gespannterer Aufmerksamkeit, empfahl sich jedoch schon nach kurzer Zeit mit der Entschuldigung, noch einiges mit dem Inspektor verhandeln zu müssen, und begab sich nach einem kurzen aufgeregten Gang durch den Park auf sein Zimmer und riegelte sich ein.

Die Nacht verbrachte er in einer fieberhaften Unruhe. Selbst Fräulein Lindströms Stimme schien ihn an die seiner Agnes zu erinnern. Noch mehr aber hatte es seine Verwirrung gesteigert, als er zufällig bei der Abendmahlzeit vernahm, daß Fräulein Lindström, die von der Baronin geduzt wurde, ebenfalls den Namen Agnes trage.

In den nächsten Tagen vermied er es, wo er konnte, zu Hause zu sein, ritt auf die Felder, um die Frühjahrsbestellung zu überwachen und erschien selbst nicht immer zu den Mahlzeiten. Bei der schmerzlichen Verwirrung und der neuaufsteigenden Schwermut, in die ihn Fräulein Lindströms Erscheinung gestürzt hatte, seinem einsiedlerischen Wesen und seiner leicht eintretenden Verlegenheit, von der er im Verkehr mit Unbekannten nicht ganz frei war, brachte er es lange nicht über sich, ein unbefangenes Gespräch mit Fräulein Lindström anzuknüpfen, die als Verwandte der

Baronin sich im Hause schneller heimisch zu fühlen gewöhnt hatte, als es unter weniger glücklichen Umständen möglich gewesen wäre.

Bei ihrer Jugend, die sie bisher hinter ihren Studien verbracht hatte, war Agnes nirgends viel unter Menschen gekommen, und ihrer stillen, anspruchslosen Schönheit war sie sich um so weniger bewußt, als sie bei dem zurückgezogenen Leben, das sie führte, bisher von niemandem darauf aufmerksam gemacht worden war und die üblichen Schmeicheleien junger Männer wenig oder gar nicht kennen gelernt hatte. Unter der Not der Familie und den heimlichen, unausgesetzten Sorgen um das tägliche Brot und einer Lebensführung, die nach außen hin den alten Glanz des Hauses notdürftig aufrecht erhalten sollte, hatte sie eine ernstere Jugend hinter sich, als man ihr anzusehen vermochte. Der nunmehrige freundliche Wechsel ihres Geschickes und die schönen Tage auf dem Gute verfehlten nicht, ihr ruhiges Wesen mit dem Zauber heiterer Freude zu verschönen. Die Kinder, die ihren ersten Unterricht bei ihr empfingen, machten ihr täglich neue Freude, und sie empfand die Bedeutung, die die Frau Baronin ihrer Arbeit an den Kleinen zubilligte, mit heimlicher Genugtuung, die ihr, nachdem man ein Leben lang unausgesetzt an ihr herumgeschulmeistert hatte, besonders wohltat. Dazu machte ihr die Baronin, die gütig und freund-

lich wie eine zweite Mutter zu ihr war, das Leben auf dem einsamen Gute so angenehm wie möglich. Sie musizierte mit ihr, las gemeinsam mit ihr die Romane, die der Buchhändler alle vier Wochen aus der Hauptstadt schickte, spazierte mit ihr im Park und versuchte, wo sie nur Gelegenheit dazu fand, ihr ihre Wünsche von den Augen abzulesen. Agnes, die bleich und abgespannt von ihren Examenarbeiten nach Holzhausen gekommen war, blühte bei diesem Leben, in dem es weder einen drückenden Mangel noch die üblichen Sorgen gab, mit denen unweigerlich bisher jeder neue Morgen aus dumpfen Nächten vor sie getreten war, mit jedem Tage mehr auf. Sie hatte zuweilen die Empfindung, als müsse das ewig neidische Schicksal eines Tages mit plötzlichem Faustschlage den Traum von Glück, den sie hier genoß, wieder zertrümmern, weil es sie einfach unmöglich dünkte, länger in ungestörter Freude zu leben. Nach einigen Wochen aber war sie in der neuen Welt, von der sie auf Holzhausen umgeben war, völlig heimisch geworden, streifte in ihren freien Stunden durch die Felder und Buchenwälder und sah mit der seligen Unbekümmertheit der Jugend nichts von den Schatten, die am Himmel ihres reinen Glückes emporstiegen.

Sie war zu unbefangen, um die seltsame Veränderung zu bemerken, die ihr Erscheinen im Wesen des Barons hervorgerufen hatte. Diese Veränderung

konnte ihr um so weniger auffallen, als sie bei der kurzen Zeit ihrer Anwesenheit auf Holzhausen das jetzige Wesen des Barons für das ihm eigentümliche und natürlich halten mußte. Es fiel ihr allerdings zuweilen auf, daß er mitunter des Abends, wenn sie vom Flügel aufstand, mit merkwürdigem Ausdruck zu ihr herübersah, daß er schweigsam und in sich gekehrt oft an der Unterhaltung wenig Anteil nahm und nur zuweilen von einer sprudelnden Lebhaftigkeit ergriffen wurde, die um so künstlicher und unvermittelter wirkte, als sie zu seinem übrigen Wesen in keinem Verhältnis stand. Als sie aber eines Abends mit der Baronin nach unvermitteltem Abschied des Barons allein geblieben, die Augen der schönen Frau sich mit lange zurückgehaltenen Tränen füllen sah und Frau von Kroog ihr in plötzlicher Aufwallung gestand, daß der Baron sie seit einiger Zeit zu vernachlässigen beginne, trotzdem sie sich die erdenklichste Mühe gebe, ihn aus seiner unverständlichen Verschlossenheit und seinen stillen Grübeleien herauszureißen, erschrak sie über den Einblick, den sie in das Zusammenleben der beiden Gatten getan, bis in die innerste Seele.

Ihre Unbefangenheit war mit diesem Vorfall dahin, und die Bitte der Baronin, nach dem kurzen Ausbruch wieder völlig Herr ihrer selbst, zu vergessen, was sie ihr geklagt, vermehrte nur ihre heimliche Bestürzung. Es sei ja wahrscheinlich nur alles ihrer

eigenen Einbildung und Nervosität zuzuschreiben, lächelte die Baronin und versuchte alles, Agnes die Schwäche, von der sie für wenige Augenblicke überwältigt worden, vergessen zu machen. Aber Agnes verstand die Absicht nur zu gut. In ihrer Unschuld und von dem guten Willen beseelt, der Baronin, die sie herzlich liebgewonnen, zu helfen, nahm sie sich vor, bei günstiger Gelegenheit den Baron darauf aufmerksam zu machen, wie sehr Frau von Kroog unter seinen Sonderbarkeiten leiden müsse. Aber jedesmal, wenn sie meinte, sprechen zu sollen, wagte sie es nicht, in der Furcht, sich in Dinge zu mischen, die sie besser nicht berührte.

So standen die Dinge, als sie an einem warmen Sommerabende von einem einsamen Spaziergange durch die Felder zurückkommend in einiger Entfernung von dem Herrenhause sich unvermutet Herrn von Kroog gegenübersah. Ihr schien, als sei der Baron über das zufällige Zusammentreffen in dem weiten Forste, auf dessen Stämmen der glühende Schein des Abendrots lag, verwirrter und verlegener, als die Situation erklärlich machte. Wenigstens glaubte sie eine merkwürdige Hast und Unruhe an ihm zu bemerken, die zu seinem sonstigen Wesen in einem merkbaren Gegensatze stand. Ihre heimliche Absicht und ihre Überlegungen, wie sie am besten und unverfänglichsten von dem zu sprechen beginnen könne, was sie seit

langer Zeit in sich bewegte, ließen ihr Herz schneller klopfen und ihre Wangen abwechselnd erröten und erblassen.

Die Luft war warm und still. Die Buchen standen hoch und feierlich wie festlich beleuchtete Tempelsäulen und streckten ihre Kronen in unbewegter Ruhe in den hellen Abendhimmel. Ein bedrückendes Schweigen lag zwischen den Beiden, die langsam den Weg hinaufgingen, der aus dem Walde zum Hause hinaufführte. Bei einer Wegebiegung blieb der Baron unvermittelt stehen und begann mit unsicheren, zuweilen stockenden Worten von dem zu sprechen, woran Agnes währenddes im stillen gedacht. Er gestand ihr, daß er wohl wisse, welch merkwürdige Veränderung mit ihm vorgegangen sei, und daß es sein tiefster Schmerz sei, daß auch die, mit denen er lebe, darunter leiden müßten; es sei ihm aber unmöglich, sich anders zu geben, als er empfinde. Agnes sprechende Ähnlichkeit mit seiner ersten Frau, die er über alles geliebt habe, habe seine Trauer um die Verstorbene neu geweckt, wie er durch Agnes ganzes Wesen täglich neu an das Glück erinnert worden, das er besessen habe.

Agnes war verwirrt und erschreckt. Also sie war die Ursache der schmerzlichen Veränderung in dem Wesen des Barons und des unausgesprochenen Leides der Baronin? Alle ihre Hoffnungen und heimlichen Glücksträume zerrannen damit in einem Augenblick.

Ich kann mir denken, antwortete sie leise, von einer seltsam bangen Empfindung bewegt, wie schmerzlich Ihnen unter diesen Umständen meine Anwesenheit auf Holzhausen sein muß. Aber, fuhr sie fort und sah den Baron mit einem Blicke an, aus dem ein warmes, unschuldiges Mitleid sprach, ich halte es dann für am besten, wenn ich Ihr Haus sobald wie möglich verlasse!

Nur das nicht, bat der Baron mit flehentlicher Stimme. Alles will ich ertragen — nur das dürfen Sie mir nicht antun.

Sie blickte ihn mit großen Augen an, zuckte unter plötzlichem Verständnis zusammen und drückte im nächsten Augenblick in heimlichem Erschauern die Hände vor die Augen.

Der Baron, bis dahin allzusehr mit sich selbst und seinem Geständnis beschäftigt, war aufs Tiefste bestürzt, als er die Wirkung des, was er solange im Stillen mit sich herumgetragen, auf Agnes gewahrte. Er bat sie in leidenschaftlicher Erregung, ruhig zu bleiben, ihm nicht voreilig zu zürnen und ihn zu Ende anzuhören.

Lassen Sie mich Ihnen sagen, einmal sagen, daß ich mit Ihrem Einzuge bei uns nach der ersten Erschütterung über die merkwürdige Fügung des Schicksals ein wunderbar heimliches Glück in Ihrer Anwesenheit gefunden habe. Erst durch Ihre stille Gegen-

wart habe ich meine Sehnsucht nach der Toten völlig überwunden, habe mich mit innerstem Verlangen dem Leben wieder zugewandt, und weiß heute, daß — ich Sie liebe; Sie lieben muß, — denn um eine, die Ihnen glich, habe ich jahrelang in verzweiflungsvoller Trauer gelebt. Mir war, als sollte mir das, was ich verloren hatte, in Ihnen neu geschenkt werden. Ich hätte aufjubeln mögen — und empfand doch zugleich, daß ich niemals die Hoffnung haben dürfe, Sie die Meine zu nennen. Freude und Verzweiflung kämpften in mir und brachten mich in einen Zustand, in dem ich nun seit Monaten lebe, den ich überwinden möchte und doch nicht kann. Zugleich habe ich vom ersten Tage an ein so selbstverständliches Vertrauen zu Ihnen empfunden, daß ich alles, was ich Ihnen gesagt habe, Ihnen anvertraue, als kennte ich Sie seit vielen Jahren. Ich weiß wohl, setzte er niedergeschlagen hinzu, daß ich Sie mit allem nur betrüben und ängstigen werde. Aber fürchten Sie nichts, ich werde mich Ihnen, wenn Sie es wünschen, nie wieder nähern ... Nur sagen mußte ich es Ihnen!

Agnes fühlte sich nach diesen Worten doppelt verwirrt und erschüttert. Ihr war, als habe sie innerlich den Halt verloren und triebe rettungslos auf einem Meere von durcheinanderstürzenden Empfindungen und Gedanken, wie ein Schiff, das ein plötzlicher Sturm von seinem ruhigen Ankerplatz gerissen.

Der Baron, deſſen Augen an ihrem Munde hingen, wollte ihre Hände an ſeine Lippen drücken, aber ſie entzog ſie ihm und wiederholte ihm, daß ſie keinen anderen Weg ſehe, als Holzhauſen zu verlaſſen, worauf der Baron ſie mit leidenſchaftlichen Worten von neuem bat, dies eine nicht zu tun. Er könne nicht für ſich einſtehen, wenn ſie ihren Vorſatz ausführe. Laſſen Sie mir Zeit, flehte er, in dieſem Augenblicke würde mir die Trennung von Ihnen unerträglich ſein.

Dann verſprechen Sie mir, nie wieder von dem zu reden, was Sie mir anvertraut haben, entgegnete Agnes, von dem Ernſt und der Inbrunſt erſchüttert, die aus ſeinen Worten klangen.

Wenn Sie es durchaus ſo wollen, verſetzte er mit ſchwermütiger Trauer. Ich weiß zwar nicht, ob es das Richtige ſein wird. Man weicht einem Schickſal nicht aus, wenn man es durch Schweigen erdrücken will. Wenn Sie mir aber ſagen, daß Sie mir dann nicht länger zürnen wollen, ſo will ich Ihnen verſprechen, nie wieder von dieſen Dingen zu beginnen, und alles tun, was Sie von mir verlangen, und wenn es das Schwerſte wäre.

Sie waren dem Hauſe nähergekommen und trennten ſich nach dieſen Worten haſtig und unvermittelt, plötzlich beide von der Sorge bewegt, nicht zuſammen geſehen zu werden.

Agnes eilte auf dem nächſten Wege ins Haus und

ſtieg ſogleich in ihr Zimmer hinauf, das ſie mit erregten Händen hinter ſich verriegelte. Dann ſank ſie auf einen Stuhl und brach in Tränen aus.

Der Unglückliche! dachte ſie. Er hätte niemals zu mir reden dürfen. Es war ſeine Pflicht, zu ſchweigen, wenn es ſo um ihn ſtand.

Sie verbrachte den größten Teil der Nacht zum erſten Male ſchlaflos, verwirrt und unglücklich, und erſt, als ſie ſich am anderen Morgen erhob, wurde ſie von dem Entſchluß, der flehentlichen Bitte des Barons nachzugeben, aber jeder weiteren Ausſprache aus dem Wege zu gehen und ſtill ihren Pflichten zu leben, ſoweit beruhigt, daß ſie mit einiger Faſſung an ihre Tagesaufgabe gehen konnte.

Trotzdem fiel der Baronin ihr abgeſpanntes Ausſehen auf. Sie gab Kopfſchmerzen als Urſache an und wußte es einzurichten, daß ſie in der nächſten Zeit nicht zu Tiſch zu kommen brauchte. Erſt nach einigen Tagen erſchien ſie abends wieder wie ſonſt im Muſikzimmer, durch den Zwang, den ſie ſich auferlegte, einſilbiger und befangener als ſonſt, ſpielte mit mechaniſchen Händen und heimlicher Unruhe ein paar Stücke, vergriff ſich einige Male und brach das Spiel ſchließlich mit einer Entſchuldigung ab.

Der Baron hatte kein Auge von ihr gelaſſen. Er ſchien durch Agnes unvermutetes Erſcheinen in heiterer und fröhlicherer Stimmung als ſonſt, der nur der

feinere Beobachter etwas Erzwungenes anzumerken vermocht hätte.

Er unterhielt die Damen mit allerhand Erinnerungen aus der ersten Zeit seiner Gutsverwaltung, als er für seine mangelhafte Erfahrung mit verschiedenen drastischen Fehlschlägen in der Wirtschaft bestraft worden, und sprach in etwas überlauten Worten und mit einer nervösen Hast, als sorge er sich, das Gespräch auf andere Dinge gleiten zu sehen.

Als Agnes endlich aufseufzend ihr Zimmer wieder betrat, erschien es ihr von neuem unmöglich, das Leben in diesem Hause, das ihr früher wie ein glückseliger Traum erschienen war, länger zu ertragen, und sie nahm sich vor, bei der nächsten Gelegenheit den Baron zu bitten, mit ihrer Abreise einverstanden zu sein. Ihr Mitleid mit ihrer Wohltäterin und die Hoffnung, daß der Baron, sobald er sie nicht mehr vor Augen habe, sich nach und nach wiederfinden werde, ließen ihr ihren Entschluß, den sie nach allen Richtungen hin erwog, als den allein richtigen erscheinen. Sie würde zwar einen glaubhaften Vorwand erfinden müssen, um ihre Absicht der Baronin verständlich erscheinen zu lassen, und wußte auch nicht, wohin sie sich im Augenblick wenden sollte – aber mochte kommen was wollte, der Abschied von Holzhausen mußte immer noch leichter sein als das Hiersein, das sie bedrückte und ängstigte.

An einem der nächsten Abende, den man im Garten zubrachte, teilte sie dem Baron, mit dem sie für einige Augenblicke allein geblieben war, mit hastigen Worten mit, daß sie ihre Zusage, zu bleiben, zurücknehmen müsse.

Sie hatte kaum ausgesprochen, als die Baronin zurückkam, die über die Veränderung in dem Wesen ihres Mannes, der ihr in den letzten Tagen aufgeräumter und fröhlicher vorkam, als er in den trüben Wochen vorher je gewesen, im Stillen erfreut, eine Bowle auf den Tisch brachte. Sie bemerkte in ihrer Sorge für das empfindliche Getränk die Blässe nicht, die den Baron befallen hatte, der von Agnes unerwarteten Worten innerlich wie gelähmt, den Abend wieder in der schweigsamen, düsteren Stimmung der vergangenen Woche verbrachte.

Nachdem man früher als zu erwarten gewesen auseinandergegangen war und Agnes, der die Wirkung ihrer Worte auf den Baron nicht entgangen war, ihr Zimmer betreten hatte, hörte sie ein leises Klopfen an ihrer Tür. Es war der Baron, der unter allen Zeichen mühsam zurückgehaltener Erregung sie bat, von ihrem Vorhaben abzustehen.

Wenn Ihnen mein Schicksal nicht völlig gleichgültig ist, preßte er mit unterdrückter Stimme heraus, so tun Sie es nicht! Ich weiß nicht, was geschehen wird, wenn Sie mein Haus jetzt verlassen.

Sie werden es nicht begreifen und nicht verſtehen können, daß ich Sie mit aller Leidenſchaft darum bitte, zu bleiben. Begnügen Sie ſich damit, daß es ſo iſt und quälen Sie ſich nicht mit Grübeleien. Aber bleiben Sie! Ich werde Ihnen niemals — hören Sie, niemals — in den Weg treten — aber verlaſſen Sie Holzhauſen nicht, es ſei denn, daß Sie mir erlauben, — Sie zu begleiten! Damit Sie aber ſehen, daß es mir Ernſt iſt mit meinem Vorſatz, Ihnen nicht läſtig zu fallen und der Dinge Herr zu werden, will ich ſelbſt freiwillig für einige Zeit von hier fortgehen — und erſt zurückkommen, wenn — nun, Sie werden verſtehen, was ich meine.

Verwirrt durch die Gegenwart des Barons und den leidenſchaftlichen Ausbruch hätte Agnes nicht gewußt, was ſie antworten ſollte, wenn nicht der Baron, noch ehe ſie zur Beſinnung gekommen war, das Zimmer bereits wieder verlaſſen und ſie dadurch jeder Antwort enthoben gehabt hätte.

Von den widerſtreitendſten Empfindungen bewegt nahm Agnes, nachdem ſie lange zu keinem Entſchluß kommen konnte, ſich vor, der abermaligen Bitte des Barons nachzugeben und ihre Abreiſe hinauszuſchieben. Vielleicht, dachte ſie, während neue Hoffnung in ihrem Herzen aufſtieg, würde ſich mit der Zeit alles ſtiller und gelaſſener löſen, als es jetzt den Anſchein hatte.

Am tiefſten litt ſie unter dem Gedanken, daß ſie

ein Unrecht gegen die Baronin beging, wenn sie noch länger schwieg, und mußte sich doch im nächsten Augenblick eingestehen, daß das Vertrauen, welches ihr der Baron geschenkt, es nicht verdiene, getäuscht zu werden.

Am folgenden Tage hörte Agnes, daß der Baron in Geschäften nach Berlin gefahren sei und wahrscheinlich längere Zeit fortbleiben werde.

Nun kamen stille, ruhige Wochen. Das Wetter war vielfach regnerisch und zwang zum Verweilen im Zimmer. Agnes versuchte sich auf alle Weise zu zerstreuen, und zeichnete und las in ihren freien Stunden, wenn sie der Baronin nicht Gesellschaft zu leisten hatte. Musik wurde ihr in diesen Tagen zur Last, und sie bat die Baronin, für einige Zeit von ihren gewohnten Klavierabenden abzusehen. Ihr war, als wenn die Musik Empfindungen in ihr weckte und nährte, die sie um keinen Preis in sich aufkommen lassen sollte.

An einem dieser trüben, regnerischen Abende, den die Baronin an den offenen Fenstern ihres Zimmers verträumte, kehrte unvermutet der Baron zurück. Als Agnes ihn wiedersah, schien er in der heitersten und fröhlichsten Stimmung. Er scherzte beim Abendbrot in der unbefangensten Weise, und Agnes schöpfte heimlich Hoffnung, daß er sich im Stillen zur Selbstüberwindung und zum endgültigen Verzicht durchgerungen habe. Als sie aber, zum ersten Male nach

langer Zeit wieder musizierend, vom Flügel wieder aufstand und seinem Blicke begegnete, wußte sie, daß sie sich geirrt hatte.

Wenn ich ihm doch helfen könnte, über sich hinauszukommen, dachte sie in der Einsamkeit ihres Zimmers. Bis jetzt hatte sie ihm noch mit keiner Silbe gestanden, daß auch er ihr nicht so gleichgültig sei, wie er nach ihren Worten annehmen mußte. Wie? dachte sie, während ihr die Glut der Scham brennend in die Wangen stieg, wenn ich ihm zu verstehen gebe, daß ich ihm im Herzen näher bin, als er glaubt? Müßte er nicht dadurch die Kraft gewinnen, die ihm heute fehlt? Er wird empfinden müssen, daß ein Schicksal wie das seine schweigend getragen werden muß, und vielleicht wird es ihm leichter fallen, wenn er weiß, daß er nicht allein der Duldende ist, daß ich an demselben Schicksal zu tragen habe wie er.

Diese Gedanken, zuerst flüchtig und unklar, beschäftigten sie in den folgenden Tagen, die sich äußerlich in nichts von den gewohnten unterschieden, unausgesetzt. Sie glaubte, damit einen neuen Weg gefunden zu haben, und hoffte nach einer letzten Aussprache mit dem Baron dann für immer von Holzhausen Abschied nehmen zu können, in dem Bewußtsein, den Baron in Ruhe und Fassung zurückzulassen. Mußte er nicht stark sein, wenn er sie — in gleicher Lage — stärker sah, als er selber bisher gewesen?

Ihr war, als wenn mit dieſen Gedanken langſam ein helleres Licht in die Dunkelheit bringe, die ihr Herz ſolange erfüllte, ſo daß ſie mit der Ruhe, die uns jeder feſte Entſchluß verleiht, die Stunde erwartete, die zum Abſchied von Holzhauſen führen ſollte. —

Währenddeſſen hatte die Zeit, die an dem einſamen Gute mit leuchtenden Sommertagen vorüberging, im Wirbel der Ereigniſſe der Julitage des Jahres 1914 eine immer drohendere Miene angenommen, und plötzlich ſpürte man ihre aufgeregt brandenden Wellen bis in die weltentlegenſten Dörfer.

Der Baron, ohnedies kein Freund vom Zeitungleſen, völlig mit ſich und dem Zwieſpalt in ſeinem Innern beſchäftigt, war bis zu den letzten Tagen vor dem Ausbruche des Krieges, die wie unter unentladenen Gewittern in fieberhafter Spannung vergingen, den ſich überſtürzenden Ereigniſſen nicht gefolgt. Als er durch die erſten alarmierenden Nachrichten aus ſeinen Grübeleien aufgeſchreckt wurde, ſtand der Krieg bereits vor der Tür, und ehe er ſich, wie aus einem Traume erwachend, über das Notwendigſte unterrichtet hatte, kam der Befehl zur Mobilmachung.

Noch an demſelben Tage traf ein Telegramm ein, das ihn zur Truppe rief.

Mit einem Schlage aus der Welt ſeiner ſchmerz-

lichen, immer nur auf ſich bezogenen Gedanken geriſſen, mußte er nach wenigen Stunden Abſchied nehmen, um in ſeine Garniſon zu fahren.

Die Baronin, bis zu den letzten Augenblicken des Abſchiedes voll ruhiger Faſſung und ſelten verleugneter Selbſtbeherrſchung, hatte geholfen, den Koffer zu packen, den Wagen vorfahren laſſen, der den Baron zur Station bringen ſollte, und hatte den Schmerz, mit dem ſie den geliebten Mann ziehen ließ, der ſich ihr nur loſe mehr verbunden fühlte, niemanden merken laſſen.

Erſt, als der Wagen davonrollte, kamen ihr, nun deſto unaufhaltſamer, die ſolange zurückgehaltenen Tränen.

Agnes, von der plötzlichen Wendung der Dinge ähnlich überraſcht wie die Baronin, nahm die Trennung als einen Fingerzeig des Schickſals.

Der Baron hatte ſich von ihr verabſchiedet, äußerlich gleichmütig, eine erzwungene Heiterkeit vortäuſchend. Aber ſie hatte in ſeinem Händedruck und dem letzten Blick, mit dem er ſie gegrüßt, mehr empfunden, als es ihm möglich geweſen war, zu ſagen.

Hätte ich doch eine Gelegenheit ſuchen ſollen, ihm zu geſtehen, daß auch ich ihn liebe?, fragte ſie ſich in der Nacht, die ſie ſchlaflos am offenen Fenſter in ihrem Zimmer verbrachte. Vielleicht wäre er freudiger

von uns gegangen und ich hätte ihm das Quälende und Bittere genommen, mit seiner Leidenschaft unverstanden allein zu stehen.

Aber nun das Schicksal es so gefügt hatte, war es wohl am besten so.

Vielleicht war er, wenn er einmal zurückkehrte, ein anderer geworden, und dann sollte er niemals erfahren, daß sie tiefer um ihn gelitten hatte, als sie ihm gezeigt.

* * *

Die Tage vergingen, und die ersten Nachrichten leuchteten wie Feuerschein in die dumpfe, bange Spannung, die dunkel auf allen Gemütern lastete.

Am liebsten hätte sich Agnes, der der Aufenthalt auf Holzhausen nur Erinnerungen weckte, die sie besser unterdrückte, zu Samariterdiensten zur Verfügung gestellt. Aber die Baronin ließ es nicht zu. Es sind Gott sei Dank Tausende dazu bereit, die solche Anstrengungen besser aushalten als Du, meinte sie. Und jetzt hier allein zu bleiben? Und die Kinder? Nein, nein. Dazu bin ich nun vielleicht doch etwas zu egoistisch!

Agnes blieb.

In der Einsamkeit der Herbsttage, die mit prasselnden Regenschauern über das Land fuhren, die Wege unergründlich machten, das rostgelbe Laub der Buchen ungestüm von den Zweigen rissen und nur mit flüchtig

huſchendem Sonnenblick einen regennaſſen Glanz über die Felder legten, fühlte ſie in heimlichem Erſchauern tiefer und tiefer, wie völlig ſie ihr Herz an den verloren, der ihr ewig unerreichbar bleiben mußte. Kämpfe, die der Baron nun vielleicht bereits hinter ſich hatte, durchlitt ſie erſt jetzt, ſchweigend und ſtill.

Tauſendmal drängte es ſie, ſich der Baronin zu entdecken, ihr alles zu ſagen und ſie zu bitten, ſie zu entlaſſen. Was ſollte ſie noch hier? War es nicht beſſer, daß der Baron, wenn er einmal heimkehrte, ſie hier nicht mehr fand? Sie fühlte, wie ſie mit jedem Gedanken an ihn der ſtillen, gütigen Frau, die wie eine Mutter für ſie ſorgte, ein Unrecht zufügte, und vermochte doch ihren Gedanken nicht zu entfliehen, konnte das unruhig ſchlagende Herz nicht meiſtern, das ſeinem eigenen Willen nachging.

Verzichten? Ja, das war ſelbſtverſtändlich. Nur der Weg dahin war bitterer und weiter, als ſie ſich gedacht, und am ſchwerſten war es, im Verzichten die innere Ruhe zu gewinnen, die ſich wie eine kühle Hand auf das aufgeregte Herz legt.

Zuweilen glaubte ſie in den Briefen, die der Baron an ſeine Frau ſchrieb, und die Frau von Kroog gewöhnlich gemeinſam mit ihr las, eine Bemerkung zu finden, die für ſie allein beſtimmt ſchien.

Das war wie eine ſtille, heimliche Liebkoſung.

Aber dann zweifelte ſie wieder, empfand es von

neuem als ein Unrecht, ſich darüber in Vermutungen zu verlieren, und ſchnitt jeden Gedanken darüber in ſich ab. Aber ruhiger wurde ſie damit nicht. —

Es ging bereits dem Winter zu, als ein grauer, nebliger Tag die Nachricht brachte, daß der Hauptmann von Kroog, der mit ſeiner Kompanie in Flandern lag, verwundet ſei. Ein Regimentskamerad teilte es der Baronin mit ſchonenden Worten mit.

Agnes ſank, von einer plötzlichen Schwäche erfaßt, in Ohnmacht als es ihr die Baronin bleich, aber gefaßt, mitteilte.

Als ſie wieder zu ſich kam, lag ſie auf dem Ruhebett im Wohnzimmer. Die alte Babette ſaß neben ihr.

Man habe nach dem Arzt geſchickt. Die Frau Baronin ſei bereits auf dem Wege nach dem Bahnhof, den Herrn Baron in ſeinem belgiſchen Lazarette aufzuſuchen.

Ich will keinen Arzt, fuhr Agnes auf. Mir fehlt nichts. Es war ein Schwächeanfall. Nichts weiter.

Nach ein paar Stunden kam der Arzt und empfahl Bettruhe. Aber Agnes litt es nicht im Bett. Sie wollte Herr bleiben über ſich ſelbſt. Wollte! Wollte!

Tage voll bleierner Schwere kamen. Jede Stunde konnte eine Nachricht bringen und ging mit leerer Hand wie die vorige.

Mochte kommen, was wollte, ſie mußte die Unbeteiligte ſpielen. Sie war wie eine Ausgeſchloſſene,

hatte kein Recht an dem Manne, der in Schmerzen lag und vielleicht mit der ungeſtillten, heimlichen Sehnſucht ſeines Herzens nach ihr verlangte. Sie hatte zu bleiben, zu dulden, zu warten, zu ſchweigen.

Endlich kam ein Brief der Baronin, daß Hoffnung vorhanden ſei. Dem Herrn Baron ſei die rechte Schulter durch einen Granatſplitter zerſchmettert und die Lungenſpitze verletzt. Aber die Ärzte hätten gute Hoffnung.

Es ging wie ein Aufatmen durch Agnes Seele. Wenn nur das Schlimmſte verhütet wurde, wollte ſie ſtark und froh ſein. Sie empfand es mit einem Male wieder als einen wunderbaren Troſt, daß ſie ihre Liebe bis heute keinem verraten, daß auch der Baron nicht wußte, wie tief ſie im Stillen um ihn gelitten hatte. Nur ſo konnte er einmal, ohne Rückſicht auf ſie, langſam zur Überwindung kommen. – –

Es war ein klarer, ruhiger Spätherbſttag, als man ihn brachte. Er ſaß in Decken gehüllt im Wagen, ſtieg mit müden Schritten aus und ließ ſich, von der Baronin geſtützt, in den Wintergarten führen, der ihm von einem aufgeſtellten Ruhebette aus den Blick in den Park geſtattete.

Agnes brauchte Zeit, ſich zu ſammeln. Aber als ſie eine Stunde ſpäter zu ihm trat, verriet nicht eine Miene an ihr, mit welcher Sehnſucht ſie dieſer Stunde entgegengeſehen hatte.

Seine Augen, die matt und glanzlos waren, leuch-

teten auf, als er sie sah. Sie fühlte den Druck seiner Hand, die die ihre mit leisem Verweilen umschloß, wechselte einige Worte mit ihm, sanft und ruhig, und glitt dann, in Furcht, die Herrschaft über sich zu verlieren, wieder aus dem Zimmer.

Einige Wochen später stand der Baron ohne besondere Anstrengung wieder auf, durchschritt die Zimmer wie früher, und jeder Tag brachte ihn der völligen Genesung näher.

Eines Mittags, als die helle Januarsonne schon mit merklicher Wärme in den Fenstern lag, klopfte der Baron unvermutet an Agnes' Zimmertür.

Agnes empfing ihn überrascht und von einer Blässe befallen, die ihr kindlich reines Antlitz wie das einer Heiligen leuchten ließ.

Nehmen Sie Platz, sagte sie leise, bemüht, ihn die Erregung nicht merken zu lassen, die sein unverhofftes Erscheinen in ihr hervorgerufen hatte.

Ich meine, ich bin Ihnen eine Unterredung schuldig, begann der Baron und sah sie voll und ruhig an. Es schweben Dinge zwischen uns, über die wir zur Klarheit kommen müssen.

Das Herz ging ihr in schmerzhaft harten Stößen, und sie fürchtete, daß das Zittern ihrer Stimme sie verraten würde, wenn sie antwortete. So schwieg sie und versuchte, mit dem Federhalter zu spielen, mit dem sie geschrieben.

Sie werden ſich im ſtillen gefragt haben, wie ich über mein Verhältnis zu Ihnen denke, und ich meine, Sie haben ganz recht, darnach zu fragen, fuhr der Baron fort. Mir liegt jedenfalls daran, Klarheit zu ſchaffen zwiſchen uns. Ich habe es damals wohl verſtanden, daß Sie im inneren Erſchauern vor den Wirrniſſen, in die ich Sie gezogen hätte, ſich von mir wandten. Und ich meine, ich habe Sie um Verzeihung zu bitten für das, was ich damit getan.

Ich habe Ihnen nie gezürnt! ſagte Agnes leiſe und machte einen Verſuch, zu lächeln.

Ich danke Ihnen, antwortete er ſchlicht. Aber Sie hätten Urſache genug dazu gehabt. Ich habe Sie bis heute hier zurückgehalten, habe Sie flehentlich gebeten, mich hier auf Holzhauſen nicht alleinzulaſſen. Es war Egoismus, der aus mir ſprach. Ich dachte nicht an Sie — ich dachte nur an mich. Meine Liebe zu Ihnen war nur auf ſich ſelbſt bedacht. Wenn Sie nur hier waren, wenn ich Sie nur ſah und Ihre Stimme hörte! Ich habe ſeiner Zeit in Berlin wahre Qualen der Sehnſucht nach Ihnen ausgeſtanden, konnte nicht Herr werden über mich und meine Liebe zu Ihnen. Hoffnungslos bin ich damals zurückgekommen, und als dann der Krieg ausbrach und ich von neuem fortmußte von hier, unbeſtimmt, wie lange und unbeſtimmt, ob ich je zurückkommen würde, hätte ich meine Seligkeit darum

gegeben, wenn ich eine Erklärung von Ihnen hätte mitnehmen können, irgendein Wort, daß ich Ihnen nicht gleichgültig sei. Vielleicht hätte ich in dem Überschwang eines solchen Glückes den Tod gesucht und gefunden, der mich diesmal nur gestreift hat. Aber mein letzter Gedanke wäre bei Ihnen gewesen, und ich wäre gestorben in dem seligen Bewußtsein, bis zum Tode der Ihrige gewesen zu sein...

Statt dessen hatte ich nur die Empfindung, in Ihren Augen als ein Unwürdiger dazustehen, der die Bande der Familie nicht achtet, um einer Leidenschaft zu folgen, der gewissenlos genug war, Sie in ein Verhältnis zu ziehen, das Sie mit Ihrem reinen Herzen nimmermehr hätten gutheißen können. Es war mein tiefster Schmerz, daß Sie mich nicht liebten, denn erst dann hätten Sie mich verstanden, hätten gewußt, daß ich im Grunde meines Herzens doch auch immer nur Ihr Glück gewollt habe, wenn ich auch noch nicht begriff, daß es auf dem Wege, den ich mir gedacht, Ihnen niemals werden konnte; daß kein Glück werden konnte, was auf dem schmerzlichen Opfer einer anderen aufgebaut gewesen wäre.

Langsam hat mich der Krieg und das Leben da draußen zu einer tieferen Einsicht gebracht. Was ist alles Glück, was ist unser persönliches Schicksal in dem ungeheuren Strome von Herzeleid, den solch großes Geschehen mit sich bringt? Ich habe mehr

als einem todwunden Kameraden in die Augen geſehen und erſchauernd im Tiefſten gefühlt, daß Tauſende ſterben und von uns gehen, ruhig und gefaßt, denen das Glück des Lebens vielleicht nie gelächelt! Wie klein wurde mein Schmerz um mein Glück!

Heute kann ich Ihnen aus lauterem Herzen ſagen, daß ich verzichten gelernt habe, daß ich gelernt habe, erſt an das Glück anderer zu denken, ehe mein eigenes kommt.

Agnes rauſchte das Blut in den Adern. Sie wollte ſprechen, aber ſie vermochte es nicht.

Es hat freilich lange genug gedauert, ſetzte er mit müdem Lächeln hinzu, und ich bin Ihnen von Herzen dankbar, daß Sie ſoviel Geduld und ſchweigendes Vertrauen zu mir gehabt haben. Ich kann Ihnen das nicht vergelten, und habe nur einen Wunſch: — Sie glücklich zu ſehen.

Vergeſſen kann ich Sie freilich nicht. Noch jetzt ſtockt mir zuweilen das Herz, wenn ich daran denke, daß ich Sie vielleicht einmal die Meine hätte nennen können.

Es ſoll nicht ſein. Sie lieben mich nicht — und es iſt vielleicht auch beſſer ſo. Sie bewahren mich davor, der Frau Leid zuzufügen, von der ich nur Gutes empfangen habe.

Sagen Sie mir, begann er von neuem, als Agnes nicht antwortete, daß Sie mir verziehen haben und

daß ich Sie durch die Beruhigung, die Sie in dieſem Augenblicke empfinden werden, glücklicher gemacht habe, als es mir je in der Torheit meiner Liebe gelungen wäre.

Er ſtreckte ihr die Linke hin. Ihre Hand ruhte für ein paar Augenblicke mit ſtillem Druck in der ſeinen.

Als er die Türe hinter ſich geſchloſſen, preßte Agnes ihr Tuch vor den Mund, um nicht aufzuſtöhnen in innerer Qual. Sie ging nicht zur Tafel hinunter und blieb auch während des Nachmittags auf ihrem Zimmer.

Nun war es doch richtig geweſen, daß ſie ihm niemals ihre Gegenliebe verraten. Mit reinem Herzen konnte ſie nun von Holzhauſen ſcheiden. Denn nun mußte ſie gehen. So bald als möglich.

Sie beſprach ſich ſchon am folgenden Tage mit der Baronin. Ein Brief ihrer Mutter, der vor einigen Tagen eingetroffen war und der ihr eine Erkrankung ihres Vaters anzeigte, machte es ihr leicht, ihre Bitte vorzutragen, und die Baronin willigte ſchneller ein, als Agnes gedacht hatte.

Acht Tage ſpäter fuhr ſie ab. Der Baron und die Frau Baronin begleiteten ſie bis an den Wagen.

Agnes erſchien beinahe heiter.

Noch ein Lebewohl und ein letzter Händedruck, dann war es zu Ende.

Der Wagen rollte davon. Bäume und Felder zerrannen vor ihren Augen, die ſich quälend langſam

mit Tränen füllten. Aber in ihr frohlockte es doch. Sie hatte ſich mit feſter Hand erprobt und ſich nicht klein gefunden. Niemand wußte, was ſie gelitten. War ſie bisher ſtark genug geweſen, ihr Schickſal allein zu tragen, ſo ſollte ihr auch nicht vor den Stunden der Einſamkeit und Verlaſſenheit grauen, denen ſie nun entgegenfuhr. Stolz wollte ſie ſein, ſtolz und froh!

Sie ſchämte ſich faſt vor ſich ſelbſt, daß ihr die Augen nicht trocken geblieben waren. Die Zeit war hart und feſt wie Stahl. Sie klirrte von Eiſen und fragte nicht nach dem Leid. Aber Opfer verlangte ſie. Sie hatte das ihre gebracht.

FEBRUAR

DIE ROSE

Er hatte wirklich wenig Sonne geſehen in ſeinem Leben, und daran lag es wohl, daß er ſelbſt für das beſcheidenſte Stück Sonnenſchein ſo dankbar war.

Mit ſechzehn Jahren hatte er bereits ſeine oſtpreußiſche Heimat verlaſſen und war zu Verwandten nach Weſtfalen gegeben worden. Dort hatte er in einer Zeche zu arbeiten begonnen, und der kränkelnde Vater und ſeine unverſorgten Geſchwiſter hatten an jedem Zahltag ihren Anteil von ſeinem Lohn bekommen. Er ſelbſt ſtellte keine Anſprüche ans Leben. Er arbeitete. Das genügte.

So verging ein Tag wie der andere. Steinkohlen heute, Steinkohlen morgen. Kaum, daß die Sonntage eine Abwechſlung brachten.

Das ging ſo ein Dutzend Jahre. Da gab es ein Unglück auf der Zeche. Er wurde als einziger von fünfzehn, die mit ihm im ſelben Stollen gearbeitet hatten, gerettet. Faſt war es ein Wunder.

Damals war er ein Held, wenn auch nur für wenige Tage. Die Zeitungen nannten ſeinen Namen, eine brachte ſogar ſein Bild, und er kam ſich vor wie ein Auserwählter.

Freilich war auch er nicht ohne Schaden davongekommen. Halb erſtickt, mit Brandwunden an den Händen und im Geſicht hatte man ihn zutage ge-

bracht und eilig in ein Krankenhaus geschafft. Die Zeit der Genesung, die er hier verbrachte, wurde zu einer der schönsten Erinnerungen seines Lebens.

Ein Tag besonders blieb ihm unvergeßlich.

Es war ein heller Sommermorgen mit jubelndem Finkenschlag vor den Fenstern und feierlicher Sonntagsstille. Die sauberen weißen Vorhänge vor seinem Fenster, der blanke Fußboden, ein Blumenstrauß neben seinem Bette, die freundlichen Augen des jungen Arztes, der nur für einen Augenblick den Kopf in die Tür steckte und, ihm freundlich zunickend, wieder verschwand, und dann ganz von fern in die sonntägliche Stille die Glocke von St. Katharinen hereinklingend – wirklich, die Brust war ihm nie so leicht und frei gewesen, und das Leben lag wie ein neues, unberührtes Geschenk vor ihm, als würde es in Zukunft nur noch Feier- und Freudentage für ihn bringen. Die leuchtende Sonne durchdrang ihn mit ihren Strahlen und durchwärmte ihn, und er hatte die Empfindung, als sei er noch ein Kind und das Auge seiner Mutter ruhe auf ihm, sanft und beruhigend.

Als er das Haus verließ, nahm er die Erinnerung an diese Stunde wie ein Stück inneren Glanzes mit sich hinaus. Ihm war, als leuchte ihr Licht und der innere Frieden, den sie ihm geschenkt, unvergänglich in ihm nach.

Dann begann das alte Leben von neuem. Aber er murrte nicht. Das Leben war nun mal so. Daran

ließ sich nichts ändern. Auch, daß die Kameraden ihn zuweilen hänselten und die Mädchen ihn über die Achsel ansahen, nahm er hin wie etwas, das sich nicht ändern ließ. Er wußte es ja längst selbst, daß er ein tölpelhafter Bursche war, häßlich mit seinen viel zu großen Händen und Füßen, seinen breiten, hervorstehenden Backenknochen und den kleinen Augen, die fast farblos waren und ohne Ausdruck. Auch das war unabänderlich. Nur machte es ihn noch stiller und verschlossener, menschenscheuer und wunderlicher. Darum ging er auch am Feierabend niemals ins Wirtshaus und mied des Sonntags die Tanzböden.

So vergingen die Jahre. Die Geschwister in der Heimat waren längst herangewachsen, die Älteste hatte bereits gefreit, die Zweite bald danach, und der alte Vater war vor einem Jahre gestorben. Er blieb, wie er immer gewesen war. Nicht mal einen richtigen Freund hatte er. Das war zu begreifen. Mit dem „dummen Karle", wie man ihn nannte, wollte niemand recht zu tun haben. Er war ihnen einfach zu dumm. In der Schule war er über das Lesen- und Schreibenlernen nicht weit hinausgekommen, hatte auch von der Welt nichts weiter gesehen als seine Grube und war bei seiner Schwerfälligkeit wirklich kein einladender Gesellschafter.

Als der Krieg ausbrach, kam er als Ersatzreservist in ein Infanterieregiment.

Bei der Ausbildung hatte man seine liebe Not mit ihm. Aber er tat seine Pflicht und ließ sich nichts verdrießen.

Bei den ersten größeren Ausmärschen kam es wie ein Aufatmen über ihn. Die schönen Sonntage, die der Herbst noch brachte, zeigten ihm ein Stück Welt, wie er es bisher noch nicht Gelegenheit gehabt hatte, zu sehen.

Dann kam etwas anderes dazu. Dieser schlichte, bisher von allen verachtete Mensch, der auf einmal ebenso wichtig und bedeutungsvoll geworden war wie jeder andere Soldat neben ihm, dieser Karle Möllmeyer, der plötzlich eine Aufgabe erfüllte, ebenso groß wie die, an der alle anderen beteiligt waren, begann langsam in der Achtung vor sich selbst zu steigen. Die Uniform, die er trug, nahm ihm gewissermaßen die Sonderstellung, zu der er sich bisher verurteilt gefühlt hatte, rückte ihn in eine Linie mit den anderen und ließ ihn innerlich froher und zuversichtlicher werden, als er es bis dahin je gewesen war.

Gesungen hatte er in seinem Leben so gut wie nie. Auch bei der Kompanie dauerte es seine Zeit, bis er dazu kam, die Soldatenlieder mitzusingen, die die Kameraden auf ihren Ausmärschen sangen. Aber eines Tages begann er die Melodie mitzusummen, die ihm dröhnend, vom Gleichschritt der Füße unterstützt, ins Ohr drang, und als er merkte, daß es

ging, fing er an mitzusingen, stockend und zaghaft erst, aber an jedem Morgen frischer und zuversichtlicher, bis ihn der Rhythmus über sich selbst und seine Schwerfälligkeit hinwegriß.

Da hatte einer ein Lied aufgebracht:

„Du bist wie Ro—osen,
Du bist wie Ne—elken,
Die Liebe kann, ja kann
Niemals verwelken."

Er dachte nicht an ein bestimmtes Mädchen dabei, aber er sang das Lied gern. Warum eigentlich, hätte er selbst nicht sagen können.

Als die Ausbildungszeit beendet war, wurde die Kompanie in Bürgerquartiere verlegt. Karle hatte Glück. Er kam in ein Haus, wie er es in seinem Leben noch nicht betreten hatte. Im Eingang schimmerten weiße Marmorstufen, Plüschläufer lagen auf den Treppen, und eine richtige Köchin mit weißer Haube stand in der Küche, musterte ihn herablassend und mit einer Art mütterlichen Wohlwollens und setzte ihm Speisen vor, wie er sie bisher nie gegessen.

Auch hier machte Karle dieselbe Entdeckung: es war nicht einer, der sich über ihn belustigt hätte. Der Hausbursche, der nebenbei das Auto bediente und noch nicht militärpflichtig war, behandelte ihn sogar mit unverkennbarem Respekt. Man nahm ihn ernst,

zum erſtenmal in ſeinem Leben völlig ernſt. Für nichts war er dankbarer.

Von der Herrſchaft ſah er ſelten jemand. Aber auch der Hausherr, dem Karle eines Tages zufällig begegnete, als er beſtäubt und ſchmutzig von einem längeren Ausmarſche nach Hauſe kam, ſprach mit ihm wie mit einem guten Bekannten, als ſei Karle nicht der einfache Grubenarbeiter von der Zeche Viktoria.

„Haben Sie die neuen Tagesberichte ſchon geleſen? Famos, was?"

Und Karle war glücklich.

Aber der größte Tag ſeines Lebens kam erſt.

Es war vor dem Ausrücken ins Feld. Er trat in ſeiner grauen Uniform, feldmarſchmäßig bepackt, den Helm in die Stirn gerückt, ins Wohnzimmer, um ſich zu verabſchieden.

„Nehmen Sie Platz, Möllmeyer", ſagte der Hausherr freundlich und ſchob die Zeitung an die Seite, in der er geleſen hatte. „Zum Abſchied trinken wir ein Glas Wein zuſammen."

Karle wurde rot und blaß. Das war ihm noch nicht paſſiert, in ſeinem Leben nicht.

Er mußte auf einem Plüſchſeſſel Platz nehmen. Wein wurde gebracht, und der Herr ſtieß mit ihm an: „Auf den nächſten Sieg und Ihre glückliche Heimkehr."

Als Karle das Glas hob, hätte er beinahe den Wein auf den kostbaren Teppich verschüttet. Das zarte, hochstenglige Glas wollte zu seiner groben Hand nicht passen. Er bewunderte den Quartiergeber, der damit umging, als wäre es eben nichts.

Und dann kam das Unglaubliche.

Die gnädige Frau trat ins Zimmer.

Karle hatte sie bis zu dem Tage nur wenige Male und ganz flüchtig gesehen. Nun sah er plötzlich, wie schön sie war.

Sie trug ein lichtes weiches Morgenkleid, grüßte ihn und gab ihm die Hand — Karle die Hand! — löste eine der Rosen, die sie in ihrem Gürtel trug, und steckte sie ihm ins Knopfloch.

Karl Möllmeyer wagte kaum zu atmen. Er sah nur den weißen Arm der schönen, jungen Frau, der aus dem weiten Ärmel hervorleuchtete, trank verwirrt und von glühender Röte übergossen sein Glas aus, stammelte etwas von Dank und Gott vergelt's!, grüßte noch einmal militärisch und verließ wie ein Trunkener das Haus.

Die Erinnerung an diesen Tag war die schönste, die er mit sich hinausnahm ins Feld. In den rauhen, kalten Nächten in den Schützengräben in Flandern, wenn die Sterne aus der frostklaren Luft schier in überirdischem Glanze herabfunkelten und er wortkarg und still, wie er immer war, im Unterstande kauerte,

ging sie wie ein Sonnenstrahl in ihm auf, der eine Landschaft durchleuchtet, und machte ihn glücklich und sehnsüchtig zugleich.

Nicht, daß sich seine Gedanken zu der schönen, jungen Frau erhoben, die ihm die Rose an die Brust gesteckt hatte, das wäre sündhaft und auch zu dumm gewesen, selbst für ihn, den Karle Möllmeyer. Nein, dazu war ihm seine Erinnerung an den letzten Tag im Heimatquartier zu heilig. Es war gewesen, ähnlich wie damals im Krankenhause — ein Stück Sonne, wie ein Gnadengeschenk, voll Glanz und festlicher Freude.

Natürlich sprach er nie davon. Die Kameraden hätten ihn höchstens belächelt und dumme Witze darüber gerissen.

Aber es geschah zuweilen, daß ein Lächeln über sein Gesicht huschte und seine Blicke an allem vorbeigingen, was um ihn war. Die Kameraden stießen sich an, wenn sie es merkten, und weckten ihn durch diesen oder jenen Scherz aus seiner Verträumtheit. Aber mit der Zeit gaben sie es auf. Sie hatten längst bemerkt, daß man ihn nicht ganz für voll zu nehmen brauchte, den guten Karle Möllmeyer.

So verging der Winter: drei Tage im Schützengraben, drei hinter der Front.

Im Februar schon erwachte der Frühling. Leise und zaghaft kam er über die arme, zerschossene, vom

Kampfe aufgeriſſene Erde und löſte Schnee und Näſſe durch Sonnenſchein und Sonnenfreude ab.

Aber ſo zaghaft er kam, ſeine Kraft wuchs mit jedem neuen Morgen — und eines Tages ſchmetterte ein Buchfink von dem Wipfel einer Erle, deren Wurzelenden wie zerriſſene Bindfäden in den Schützengraben hingen, ſeinen Frühlingsjubel trotz Flintenläufen und Maſchinengewehren in die blaue Luft hinaus.

Dieſer Tag wurde Karles Schickſalstag.

Er fiel, wie Tauſende fallen.

Als man auf ihn aufmerkſam wurde, war er bereits tot. Er lag wie ein Schlafender.

Ein Kamerad rüttelte ihn.

„Na Karle, wat lachſte denn?“

Er lächelte wirklich. Es war dasſelbe Lächeln, das zuweilen über ſein Geſicht geglitten war, wenn er in ſeine Gedanken verſunken dageſeſſen hatte.

MARZ

DIE BEIDEN KRÄNZE

Es war in den Tagen vor Oſtern. Die weiten Wieſenflächen der Marſch lagen nach dem harten und langen Winter noch grau und fahl unter dem blaßblauen Himmel, an dem nach den regneriſchen, trüben Tagen, die der März gebracht hatte, hier und da leichte weiße Flockenwolken im Schein der ſieghaften Frühlingsſonne ſchimmerten. Aber der Strom ging noch mit lehmig trüben Fluten hinter den unabſehbar langen Deichen, und nur das Gekrächze einiger Krähen, die mit ſchwerfälligen Flügelſchlägen über den graubraunen Wieſen hinzogen, unterbrach die tiefe Stille, die über dem weiten Lande herrſchte, das, noch kalt und von den Träumen des Winters befangen, ſchlafend in ſeiner einſamen Ruhe lag.

Im Pfarrgarten zu Eſchendiek dagegen blühten bereits die Krokus. Gelb wie Eidotter ſtanden ſie vor den noch kahlen, mit dem erſten Grün überhauchten Gehölzgruppen und leuchteten in zartem Lila und ſchneeigem Weiß von den beiden Rundbeeten unter den Fenſtern des Pfarrhauſes. Schneeglöckchen blühten in Büſcheln auf den Raſenflächen, und auf den Tulpenbeeten ſtreckten ſie ſchon die erſten grünen Blattſpitzen aus der lehmigen Erde.

Pfarrer Holm war eben vom Eßzimmer aus durch

die Glastür in den Garten getreten und gab seine Anweisungen.

„Wenn es Ihnen zuviel wird, Mehlert, kann Friedrich Ihnen helfen. Er wird nicht zu böse sein, wenn er von seinem Griechisch aufstehen und sich mit etwas anderem beschäftigen kann. Übrigens schon ordentlich ein wenig warm in der Sonne, nicht wahr? Meinen Sie, daß wir gutes Wetter haben werden zu Ostern?"

„Oh, das werden wir woll, Herr Pastor. Sonst müssen wir's nehmen, als dat kommt!"

Der Pastor stieg die Treppe zu den oberen Zimmern hinauf und öffnete die Tür zu der Stube seines Sohnes.

„Friedrich, wenn du Lust hättest, dem alten Mehlert etwas im Garten zu helfen? Es wäre schade, wenn er nicht fertig würde bis zum Fest. – Aber keine Dummheiten treiben!" rief er dem Davoneilenden nach und ging dann in sein Studierzimmer und versuchte den Schlußteil seiner Osterpredigt wieder vorzunehmen.

Aber er konnte trotz aller Mühe heute die innere Ruhe und Sammlung nicht dafür finden, und nach einer Viertelstunde klappte er seine Hefte mit einem Seufzer wieder zu, erhob sich und begann nachdenklich im Zimmer auf- und abzuschreiten.

Mit einem nervösen Räuspern der Unruhe brach er plötzlich sein Hin- und Hergehen ab und trat ans Fenster.

Man konnte von der Stube aus, die im hinteren Giebel des Hauses lag, auf die kleine, wetterfeste Kirche hinübersehen, die, im Mittelalter erbaut, mit breitem, vierschrötigem Turm aus unbehauenen Steinen, wettergrau, wie eine Schutz- und Trutzburg über die weite Marsch hinschaute. Ihr zu Füßen lag der Kirchhof. Über dem kleinen Fleck Erde, der mit dem dunklen Grün seiner Koniferen und seiner efeubewachsenen Grabstätten, seinen Lebensbaumhecken und Trauerweiden wie eine Oase in der baumlosen Ebene lag, waltete ein unendlicher Friede. Die Sonne schien leuchtend auf die grün schattierten, alten Sandsteinplatten und Epitaphien, unter denen längst versunkene Geschlechter ihre Ruhe gefunden. Gerade dem Fenster gegenüber, am Fuß des Kirchturms, aber lag das Grab seiner Frau, und an ihm hingen die Blicke Pastor Holms.

Sechs Jahre waren es nun. An einem dunklen, regenfeuchten Herbsttage hatte man sie dort im Schatten der Kirche in die Erde gebettet. Pastor Holm hatte selbst den Platz für die Verewigte dort ausgesucht.

So kann ich das Grab zu jeder Zeit sehen, hatte der Vereinsamte in seinem selbstquälerischen Schmerze um die geliebte Frau zu sich gesagt und in mancher trüben Stunde stille Zwiesprache mit dem Grabe gehalten.

Und heute? – –

Die Jahre gingen, und man blieb nicht derselbe. Von neuem rang sich ein Seufzer aus seiner Brust los.

War es denn wirklich ein Unrecht gegen die Verstorbene, wenn er sich nun entschlossen hatte? Denn entschlossen war er. Am Ostertage wollte Änne zum erstenmal auf Besuch ins Pfarrhaus kommen, und von dem Tage an würde alles seinen Gang gehen.

Tausendmal hatte er sich gefragt, ob es recht von ihm sei, und gezweifelt und mit sich gerungen. Den ganzen Spätherbst, in dem die Stürme mit prasselnden Regenschauern, Stöhnen und Seufzen um das Haus gefahren waren, hatte er mit ratlosem Grübeln und schlaflosen Nächten verbracht, und erst als der Winter mit leise fallenden Flocken das Land zugedeckt hatte und ein frostklarer, heller Winterhimmel vor den Fenstern gestanden, hatte er sich entschlossen, den Brief an Änne zu schreiben, der seinem Leben eine Wendung geben mußte — so oder so.

Seitdem er dann ihre Antwort empfangen, war alles Grübeln eigentlich nur Selbstquälerei, und vielleicht hatte er ein Recht, nach den langen Jahren stillen Witwertums in der einsamen Marsch sich nach einer neuen Lebensgefährtin zu sehnen. Wie kam es nur, daß es ihm so schwer fiel, sich des kommenden Glückes von ganzem Herzen zu freuen? Immer wieder kamen noch Stunden, in denen es ihm wie

ein Raub an der Toten erſchien, der ſeine ganze Liebe gehört, und ſelbſt, als er damals Ännes Antwort empfangen, hatte er ſich nicht ganz davon freimachen können, und wie ſelig – unſelig war er in ſeinen Sommerferien geweſen, als die Neigung zu Änne damals in ihm erwachte und er ſeine Liebe mit jedem Tage in ſich hatte ſtärker und ſtärker werden fühlen.

Entzog er der Toten wirklich etwas?

Er empfand, wie ſich ſeine Gedanken ins Uferloſe verloren, und mußte ſich mit Gewalt aus den Geſpinſten ſeiner Phantaſie wieder herausreißen, um von neuem feſten Boden unter den Füßen zu ſpüren.

Es war ja nun überhaupt alles entſchieden. Was grübelte er da noch? Freilich, die Kinder! Wie würden ſie es aufnehmen? Marga war nun bald ſechzehn, und auch Friedrich war mit ſeinen vierzehn Jahren bereits ſo ſelbſtändig, daß man mit Sorge daran denken mußte, wie ſich die beiden in die Dinge ſchicken würden.

Aber wie ſollte er es ihnen nahebringen? Wenn es ſich nicht um ſein eigenes Herz gehandelt hätte, wenn er für einen anderen eine ſolche Miſſion hätte übernehmen ſollen! Wie leicht wäre es ihm geweſen, für einen anderen zu ſprechen! Wie wären ihm Gedanken und Worte zugeſtrömt. Aber nun er gewiſſermaßen als ſein eigener Anwalt auftreten ſollte, laſtete

die Aufgabe mit einem Druck auf ihm, der ihm zuweilen den Atem rauben konnte.

War es nicht am Ende beſſer, wich er ſich aus, wenn er überhaupt nicht ſprach und die Kinder dem Eindruck überließ, den Änne auf ſie machen würde, ſie langſam das Kommende ahnen und in das Neue und Ungewohnte hineinwachſen ließ?

Aber dagegen ſträubte ſich dann wieder ſeine Geradheit und Offenheit.

Nein, ſie ſollten wiſſen, um was es ſich handelte. Sie waren groß genug, um ein offenes Wort ihres Vaters zu verdienen und nicht wie völlig Unmündige behandelt zu werden.

Und dann war er auf einmal entſchloſſen, es auf der Stelle zu tun. So hatten ſie in den nächſten Tagen Zeit, ſich innerlich abzufinden, ſich einzuſtellen, und kamen Änne dann gleich mit offenem Herzen und vielleicht auch ein wenig Verſtändnis entgegen.

Er klingelte und bat das Mädchen, ihm die Kinder zu ſchicken.

Marga kam, ein Buch, in dem ſie geleſen, noch in der Hand und ein wenig verwundert, wie es Paſtor Holm ſchien. Gleich darauf trat auch Friedrich ins Zimmer, noch warm von der Arbeit und der Bewegung im Garten.

Wie ſie nun beide da waren und einen ſolch unwiderſtehlichen Hauch von Friſche, Natürlichkeit und

unbefangenen jugendlichen Frohsinns mit sich ins Zimmer trugen, dünkte es Pastor Holm plötzlich von neuem unüberwindlich schwer, ihnen zu sagen, was er auf dem Herzen trug. Aber er hätte sich der Feigheit geziehen, wenn er von neuem ausgewichen wäre. Nur ein wenig Zeit lassen wollte er sich noch. Er hoffte, dann einfacher und natürlicher bleiben zu können und sicherer den Ton der Unbefangenheit zu finden, nach dem er rang.

Er begann mit ihnen über die Vorbereitungen zum Fest zu sprechen. Trotzdem wollte sich der Ton der Vertraulichkeit, der sonst zwischen ihm und den Kindern herrschte, heute nicht einstellen.

Merkten sie vielleicht, daß er sich hinter dem angeschlagenen Thema nur verbarg, ahnten sie am Ende gar bereits, was ihm auf der Seele lag? Aber das war ja unmöglich, und es war gewiß nur die ungewohnte Stunde — er pflegte sonst nur in den Abendstunden mit ihnen im Studierzimmer zusammen zu sein — die die Kinder so gespannt und erwartungsvoll machte, wie ihn dünkte.

Marga besonders schien ihm still und verhalten. Sie saß, den feinen Kopf mit den lose aufgesteckten Flechten in die Hand gestützt, am Fenster und sah auf den Kirchhof hinaus, der in dem leisen Winde, welcher sich aufgemacht hatte, ein flüsterndes Leben bekommen zu haben schien.

Denkt Marga an die Mutter? fragte sich Pastor Holm, die Tochter heimlich mit seinen Blicken streifend.

Friedrich hatte sich in den Studierstuhl des Vaters gesetzt und erzählte laut unter Lachen und lebhaften Gesten von den Anweisungen, die ihm der alte Mehlert im Garten gegeben. Er ahmte die Stimme und die langsame Sprechweise des Alten nach und schien sich dabei selber am besten zu unterhalten. Trotzdem hatte der Vater die Empfindung, daß auch er in kindlicher Verstellung sich nur hinter seinen Worten verschanze und deutlich genug ahne, daß etwas Besonderes bevorstand.

Pastor Holm hörte nur halb zu. Nervös griff er nach einem Buche, legte es wieder aus der Hand, schob es nach einigen Sekunden vorsichtig auf die Tischecke, als komme es darauf an, es genau zu den Kanten auszurichten, und begann dann plötzlich unvermutet:

„Hört einmal, Kinder. Ich habe euch rufen lassen, weil ich mit euch eine Angelegenheit besprechen wollte, die mir schon seit längerer Zeit am Herzen liegt. Ich muß euch aber im voraus bitten, daß ihr alles still für euch behaltet und mit niemandem darüber redet als untereinander. Und dann noch eins: Ihr müßt mir vorher versprechen — alle beide, Marga und auch du, Friedrich — daß ihr mich — wie ihr sonst darüber denken werdet — gerade so lieb behalten

werdet wie bisher. Ja wirklich, das müßt ihr mir ganz fest versprechen."

Pastor Holm errötete und wußte unter den Blicken seiner Kinder einen Augenblick lang nicht, wie er fortfahren sollte. So hielt er ihnen seine Hände hin, um sich ihrer Zustimmung zu versichern, und fuhr dann, mit niedergeschlagenen Augen am Tische lehnend, und mit leise zitternder Stimme wie mit sich selber redend fort:

„Es ist eine ganz eigene, ja, ich kann wohl sagen, ungewöhnliche Angelegenheit, die ich mit euch besprechen muß, und wenn ich nicht wüßte, was für ein paar verständige Kinder ihr seid, würde ich es nicht wagen, euch jetzt schon ins Vertrauen zu ziehen. Denn seht einmal — es ist schwer, es zu sagen, wenn ihr mir nicht helft, nur ein klein wenig helft. Wollt ihr?"

Die Kinder schwiegen und empfanden in ihrem Schweigen mit kindlichem Feingefühl, daß in den behutsam gewählten Worten ihres Vaters etwas liege, das ihn selbst betreffen müsse. Es klang wie Schuldgefühl aus seinen Worten heraus, und das machte sie bestürzt und unglücklich. Wie? Ihr Vater, den sie über alles in der Welt verehrten, demütigte sich vor ihnen? Denn es klang wirklich wie eine Demütigung, und ein merkwürdiges, bisher unbekanntes Gefühl durchdrang sie. Sie hatten ihren Vater, der allen Leuten eine Stütze, allen ein Berater und

Helfer war, seit dem Tode der Mutter niemals ratlos oder unglücklich gesehen. Und nun wurden sie mit einmal aufgerufen, ihm zu helfen, ihm beizustehen.

Marga stand, von ihren Empfindungen bewegt, auf, eilte zu ihrem Vater, umschlang ihn und sagte: „Wie du nur heute sonderbar bist, Vater. Wir dir helfen? Keiner hat so wenig Hilfe nötig wie du."

„Und doch ist es so. Denn seht einmal — ihr wißt, daß ich seit Mutters Tode allein in eurer Liebe gelebt habe. Ganz allein. Und nun ist da eine kleine, kleine Änderung gekommen. Nicht, daß ich euch nicht mehr so liebhätte, wie sonst, ich glaube, ich habe euch heute noch viel mehr lieb als früher, und es ist mehr als je mein größter Wunsch, euch soviel Liebe zu geben, als ein Mensch nur geben kann. Aber ich habe mein Herz seit einiger Zeit auch noch für einen anderen Menschen aufgetan. Denn seht, in meinem Herzen ist eine verschwiegene stille Kammer, in der wohnt das Andenken an eure Mutter. Und eine andere Kammer ist da, darin wohnt ihr, und eine dritte, darin wohnen die Menschen hier in der Gemeinde, die ich zu betreuen habe. Und endlich ist da noch eine winzig kleine Kammer. O, es sind viele Wohnungen in einem Menschenherzen und je mehr, je reicher es an Liebe ist. Darum ist ja auch das Herz Gottes das reichste und liebevollste. In ihm sind viele Wohnungen, wie es in der Schrift heißt.

Nun, und die kleine Kammer in meinem Herzen, von der ich eben sprach, liegt ganz dicht neben der, in der eure Mutter heute noch lebt. Die hat bisher leer gestanden, aber ich wußte es nicht, weil ich immer, wenn ich bei mir selbst einkehrte, nur stille Zwiesprache mit eurer Mutter hielt. Nun ist aber in der Kammer, die früher leer war, ein Mensch eingezogen, der mir neben eurer Mutter der liebste auf der weiten Welt geworden ist."

Pastor Holm deckte sein Gesicht mit den Händen. Er hatte eine Empfindung, als habe er sich mit seinen Worten vor seinen Kindern bloßgestellt und könne nicht weiterreden, ohne seine Augen zu bedecken.

„Es ist mir sehr schwer geworden," fuhr er nach einer Pause fort, in der er ruhiger geworden war, „darüber mit mir ins reine zu kommen, und ich habe manche Nacht darüber verbracht. Immer schien mir, als müsse ich die neue Liebe aus meinem Herzen verstoßen und es dagegen verschließen, um Mutters willen und auch um euretwillen. Aber zuletzt ist es doch langsam stiller in mir geworden, und es wäre von heute an ganz ruhig da drinnen, wenn ihr mir nicht zürntet. Ihr könnt das heute noch nicht ganz verstehen, was ich euch sage. Seht, ihr seid mir sehr lieb. Aber zuweilen ist es mir doch bei euch ein wenig einsam geworden. Und wenn ihr daran denkt, daß ihr ja in einigen Jahren das Haus ver-

laßt und ich dann allein hier bleibe, daß mir dann erſt recht einſam ſein wird in unſerer ſtillen Marſch. Und ſeht ihr, ohne einen Menſchen zu leben, der einen lieb hat, das iſt vielleicht das allerſchwerſte auf der Welt."

Marga war erſchüttert und ſo bleich wie der Tod. Sie hatte verſtanden. Auch Friedrich ahnte, was der Vater ſagen wollte. Aber der Ton der Worte hatte ihn ſo ſehr getroffen und ihn ſo befangen und unglücklich gemacht, daß er über ſeine innere Bewegung, ohne ſich deſſen klar bewußt zu ſein, mit ſich ſelbſt unzufrieden war, und ſo ſaß er ſteif mit gerunzelter Stirn da und wußte nicht, was er reden ſollte.

„Du willſt dich wieder verheiraten?" platzte er nach einigen Sekunden, in denen niemand ſprach, heraus.

„Ja," ſagte Paſtor Holm, der ſich nun mit einem Schlage wiederhatte, „ich habe euch rufen laſſen, damit ihr es erfahrt und mir ſagt, daß ihr nicht böſe darüber ſeid."

Er wollte ſeine Kinder an ſich ziehen. Aber Marga brach plötzlich in Tränen aus, und Friedrich ſtand mit zuſammengezogener Stirn ſteif wie ein Pfahl.

„Ihr wünſcht mir kein Glück?" fragte Paſtor Holm mit leiſer Traurigkeit in der Stimme.

„Doch, doch!" ſchluchzte Marga. „Aber —"

„Aber —?"

„Du ſagſt uns nicht, wer es iſt!"

„Wirklich, da hätte ich das Wichtigste bald vergessen", lächelte Pastor Holm, dem mit einem Male wunderbar leicht und fröhlich zu Sinn wurde. „Ihr kennt sie freilich nicht. Es hat darum eigentlich noch keinen Zweck, euch den Namen zu sagen. Aber sie kommt am ersten Ostertage zu uns, und da sollt ihr sie kennen lernen."

„Sie kommt Ostern hierher?"

Es war, als wenn das Kommende nun erst Ereignis für die Kinder wurde, greifbare Gestalt gewann, und ein leises Erschrecken zog ihre Herzen zusammen.

„Ja, Vater — dann — du mußt uns Zeit lassen, Vater —"

„Gut denn, geht auf euer Zimmer, behaltet alles still für euch und seid gewiß, daß ich euch noch immer so lieb habe wie je. Und ich hoffe — eure zweite Mutter wird euch ebenso liebgewinnen."

Das Wort von der zweiten Mutter zuckte den Kindern bis in die tiefste Seele.

Friedrich stand wie angewurzelt.

„Eine Stiefmutter gibst du uns?"

Um Pastor Holms Mund zuckte es schmerzlich.

„Ich hoffe nicht, Friedrich, daß du das Wort jemals wieder gebrauchst. Es hat einen so unangenehmen Klang. Es erinnert an Märchen von unglücklichen, verwaisten Kindern, an Quälereien und Zauberspuk,

den du vergeſſen mußt, wenn du kein Kind mehr ſein willſt. Und nun geht, morgen reden wir weiter."

Den Nachmittag hielt ſich Marga auf ihrem Zimmer. Auch Friedrich erſchien nicht zum Veſperbrot, und Paſtor Holm ſah ſich, nicht ganz unzufrieden darüber, auf ſich allein angewieſen. Er rüſtete ſich zu einem Spaziergang über den Deich und ſchritt dann dem friſchen Winde entgegen, der den Strom heraufkam und das Waſſer in kleinen, klatſchenden Wellen an den Deich warf. Die Gräben in der Marſch waren noch bis zum Rande mit Waſſer gefüllt, das ſich unter dem Winde kräuſelte, als erſchaure es noch unter der kalten Luft, und die Wolken waren wieder grau, ſchwer und formlos geworden. Unabläſſig fliegen ſie wie zertrümmerte, ineinandergeſchobene Wände über dem Horizont auf und zogen dann ſchwer und laſtend unter dem weiten, niedrigen Himmel hin, als ſeien ſie beſtimmt, den kommenden Frühling noch einmal niederzuhalten.

Trotzdem – Haſel, Schneeglöckchen und Krokus blühten bereits im Pfarrgarten, und der Frühling wurde ſtärker und ſtärker mit jedem Tage.

Wie leicht und froh Paſtor Holm war, nun er ſich vor ſeinen Kindern das Herz frei geredet hatte und den Druck von ſeiner Seele los war, an den zu rühren er ſich wochenlang geſcheut hatte. Eine tiefe Erſchütterung bei den Kindern hatte er ja voraus-

gesehen, aber er hatte es sich eigentlich noch schwerer gedacht. Ich glaube, sagte er sich, ich kann sie nunmehr ruhig sich selbst überlassen.

Er zweifelte nicht, daß Ännes Erscheinen am Ostermorgen vollends alles ins rechte Geleise bringen würde. Daß die Kinder sie sehen und nicht lieben könnten, schien ihm unmöglich. Wie sanft sie war, und aus jedem ihrer Worte klang die tiefe Herzensgüte, die sie erfüllte.

Freilich, da war noch eins zu bedenken. Änne war erst siebenundzwanzig, und so entsprach sie gewiß nicht dem Bilde, das sich die Kinder von ihr machen würden.

Aber vielleicht würde ihre Jugend es den Kindern nur leichter machen, sich anzuschließen? Aber das alles waren Fragen, die man am besten sich selbst und der Zukunft überließ. —

Der Karfreitag verging Pastor Holm unter seinen vielfachen Amtsgeschäften schneller als mancher andere Tag seiner Marscheinsamkeit. Den Nachmittag hatte er über einen Brief an Änne verbracht. Als er den Brief geschlossen hatte, nahm er aus einer Lade seines Schreibtisches Ännes Bild, vertiefte sich eine Weile darin und wollte es eben in seine Brusttasche schieben, um es abends den Kindern zu zeigen, als ihm einfiel, daß es doch besser sei, ihre Persönlichkeit ohne vorgefaßtes Urteil für sich selbst sprechen zu lassen. So

verſchloß er die Photographie wieder und ging dann zum Abendbrot in das Wohnzimmer hinunter.

Die Kinder, die er während des Tages nur am Mittagstiſch geſehen, ſchienen ihm wie früher, nur etwas ſtiller und in ſich gekehrter, was aber ebenſogut dem ſtillen Feſte wie der geſtrigen Unterhaltung, die bisher keines wieder berührt hatte, zuzuſchreiben ſein mochte.

Er hatte ſich vorgenommen gehabt, mit den Kindern einen Abendſpaziergang zu machen, ſah aber davon ab, als er ſeine Tochter in eine Stickarbeit vertieft am Fenſter ſitzen ſah und auf ſeine Frage erfuhr, daß Friedrich, der gleich nach dem Eintreten ſeines Vaters das Zimmer ſtill verlaſſen hatte, auf Beſuch ins Lehrerhaus gegangen ſei.

So griff er beruhigt und in dem Bedürfnis nach einer Ausſpannung zu den Zeitungen, die noch unberührt in der Wandmappe ſteckten, und verbrachte den Abend ſchweigſam und ſeine Zigarre rauchend im Zimmer, ohne einen Verſuch zu unternehmen, Marga gegenüber noch einmal auf das geſtrige Geſpräch zurückzukommen.

Am Sonnabend vor Oſtern aber war das Haus voll Geſchäftigkeit und Unruhe. In der Küche war man mit dem Backen der Feſtſtollen beſchäftigt, die das Haus bereits mit ſüßem Duft erfüllten. Der alte Mehlert hatte genug in Stall und Scheune zu

tun, die Neſter ausfindig zu machen, die einzelne Hühner ſich auf dem Heuboden geſucht hatten. Paſtor Holm war mit ſeiner Feſtpredigt, an der Änne zum erſten Male teilnehmen ſollte, ſo ſehr beſchäftigt, daß er auch diesmal nicht dazu kam, die Kinder ſich rufen zu laſſen, wie er ſich eigentlich vorgenommen gehabt hatte. Aber am Ende tat er ebenſogut, ihr Schweigen für Zuſtimmung zu nehmen und alles weitere der Zukunft und Ännes Einfluß zu überlaſſen.

Am andern Morgen erhob er ſich in aller Frühe. Ungeduld und freudige Erregung über das bevorſtehende Wiederſehen ließen ihn nicht länger ſchlafen. Als er leiſe, auf Zehenſpitzen gehend, um die in den benachbarten Zimmern ſchlafenden Kinder nicht zu wecken, ſeine Studierſtube betrat und einen flüchtigen Blick auf den im grauen Morgen in unberührter Ruhe liegenden Kirchhof hinunterwarf, leuchtete ihm vom Grabe ſeiner Frau ein Kranz von friſchen Szilla- und Schneeglöckchenblüten entgegen, ſo daß er überraſcht und im Innerſten bewegt und betroffen vom Fenſter zurücktrat und ſich leiſe ſeufzend auf einen Stuhl niederließ.

Kein Zweifel war möglich. Nichts anderes als ein ſtiller, eindringlicher Vorwurf lag darin. Nach der Unterredung am Gründonnerstag hatte er doch nicht gedacht, daß es die Kinder ſo ſchwer nehmen würden. Noch einmal ging er mit ſich zu Rate, ob

er nicht doch lieber vor Ännes Kommen ein zweites Mal mit den Kindern ſprach. Am Ende war er es auch Änne ſchuldig.

Als er eine halbe Stunde ſpäter die Kinder aus ihren Kammern auf den Vorplatz treten hörte, rief er ſie zu ſich.

Wie friſch blühend ſie heute morgen ausſahen. Beſonders Marga war nach den letzten Tagen kaum wiederzuerkennen.

„Ich habe noch keine Antwort von euch", ſagte Paſtor Holm leiſe, und wieder empfand er die quälende Befangenheit, die ihn früher jedesmal erfüllt hatte, wenn er daran dachte, einmal mit den Kindern über Änne ſprechen zu müſſen.

Die Kinder ſtanden, plötzlich mit Purpurglut übergoſſen, — und es war Paſtor Holm, als ginge ein Beben durch Margas Hand, die er erfaßt hatte und mit ſanftem Druck in der ſeinen hielt.

„Habt ihr euch einmal untereinander beſprochen?"

Marga nickte.

„Nun? Und ihr habt mir nichts zu ſagen?"

„Frag' uns nicht, Vater. Komm mit uns hinunter ins Wohnzimmer — da kannſt du unſere Antwort — ſehen."

„Ja, Vater, komm", drängte auch Friedrich, ein frohes Leuchten in den Augen.

Verwundert erhob ſich Paſtor Holm und folgte

den Kindern, die sich links und rechts in seinen Arm gehängt hatten, ins Wohnzimmer hinunter, in dem, von Kindern heimlich und spät am gestrigen Abend besorgt, der Kaffeetisch über und über mit den zarten Blüten des weißen und gelben Krokus bedeckt stand. Statt der gewohnten drei Gedecke aber waren vier aufgestellt, und das vierte war mit einem Kranz aus Szilla- und Schneeglöckchenblüten umrahmt, einem Kranz wie der, der draußen über dem dunklen Laube des Efeus dem Pastor entgegengeleuchtet hatte...

Eine halbe Stunde später, die man im Pfarrhause in Ungeduld und Spannung verbracht hatte, begannen die Glocken den Ostermorgen einzuläuten. Weithin hallend schwangen sich die Töne über die einsame stille Marsch, über Fluß und Wiesen hinaus, und schon kamen die ersten Kirchgänger den Deich entlang, als endlich die Kutsche vor das Pfarrhaus rollte, in der Änne von der Stadt aus herausgefahren kam.

Der alte Mehlert, dem man sein Verhalten bis ins kleinste eingeschärft hatte, zog die Mütze und öffnete der Fremden den Schlag.

„Der Wagen ist da!" rief Friedrich drinnen.

„Endlich!" rief Pastor Holm erleichterten Herzens und eilte, Änne an der Schwelle des Hauses zu begrüßen.

Lächelnd kam ihm die Erwartete in einem schlichten

Reiſemantel entgegen, in jedem Schritt und jeder Miene die ruhige Sicherheit ihres Weſens, die er an ihr vom erſten Augenblick an bewundert hatte.

„Und nun — wo ſind die Kinder?“ ſagte ſie, als ſie abgelegt hatte.

„Komm nur,“ flüſterte Paſtor Holm, „ſie erwarten uns in der Wohnſtube.“

„So laß mich vorerſt eine Weile mit ihnen allein, nicht wahr? Ich glaube, ich finde mich ſo am leichteſten mit ihnen zurecht.“

„Wie du willſt“, antwortete er ein wenig verwundert.

Er hatte es ſich eigentlich anders gedacht. Aber er mußte Änne recht geben. Vielleicht war es wirklich ſo am beſten.

So ſtieg er denn, Änne vor der Tür der Wohnſtube ein „Alſo dann auf Wiederſehen, gleich!“ zuflüſternd, die Treppe zu ſeinem Studierzimmer hinauf.

Als Änne einen Augenblick ſpäter in die Wohnſtube trat, empfand ſie mit heimlicher Bewegung das Herzklopfen der Erwartung, das die Kinder überfallen hatte.

Ruhig, als habe ſie beide längſt gekannt, trat ſie zu ihnen, die ſich befangen und ſchüchtern zurückgehalten hatten. Mit einem Seitenblick überſah ſie den feſtlich gedeckten Tiſch und erkannte mit feinem Ahnungsvermögen, daß es nur die Kinder geweſen

sein konnten, die ihr den zarten Empfang bereitet hatten. Ergriffen streckte sie beiden die Hände hin und sagte: „Ich danke euch, dir, Marga, und auch dir, Friedrich."

Marga, von der jugendlichen Erscheinung und vornehmen Sicherheit der Fremden überrascht und verwirrt, die wie eine gute Freundin mit leuchtenden Augen vor sie getreten war, stammelte ein leises Willkommen, während die Blässe ihrer Wangen einem heißen, jähen Erglühen wich. Friedrich stand verlegen, ohne ein Wort zu finden, und nagte in knabenhafter Unbeholfenheit an seiner Unterlippe.

Aber Änne war ihrer Sache sicher. Mit verstehendem leisen Lächeln zog sie beide dichter an sich heran und sagte: „Wir sind uns bis heute fremd gewesen, wir drei, und ich kann mir denken, daß es euch nicht leicht fällt, mich so liebzuhaben, wie ich wünsche. Aber ich verstehe euch. Es ist mir einmal ganz ähnlich zumute gewesen wie euch in diesem Augenblick. Ich habe als Kind vor vielen Jahren einmal einen zweiten Vater bekommen. Heute habe ich ihn bereits wieder verloren, und ich stand die letzten Jahre ganz allein in der Welt. Aber das war damals vielleicht ebenso schwer: Ein Mann, der sich anmaßte, mein Vater zu sein! Ich weiß nicht, ob ihr mich als eure Mutter liebgewinnen werdet. So lieb wie die rechte Mutter kann man wohl keinen Menschen

wieder haben. Aber wenn ihr mich ein wenig zu eurer Freundin machen wolltet? Wenn wir drei gute Kameraden werden könnten?" – –

Ungeduldig erwartete Paſtor Holm, daß ihn eines zu den anderen ins Wohnzimmer bitten würde. Aber alles blieb ſtill.

Minute auf Minute verrann. Es hatte bereits zum zweitenmal geläutet. Er konnte nicht länger warten. Der Gottesdienſt begann, und ſchon dröhnte das Vorſpiel der Orgel aus der Kirche zu ihm herüber. Mit mühſam verhaltener Erregung ſchritt er leiſe die Treppe hinab und begab ſich in die kleine Sakriſtei, beim Anlegen ſeines Amtskleides noch immer vergeblich nach innerer Sammlung ringend.

Als er einige Minuten ſpäter, das Ende des Oſterchorals abwartend, in heimlicher Unruhe auf den noch leeren Kirchenſtuhl hinabſchaute, der für ſeine Familie beſtimmt war, ſah er Änne endlich mit den Kindern durch die Kirchentür eintreten.

Ein Blick ſagte ihm genug. Drei Herzen hatten ſich gefunden.

Leuchtend brach im ſelben Augenblick die Frühlingsſonne durch die bunten Glasfenſter der Kirche.

Und froh und voll jubelnder Kraft klang aus befreiter Seele einige Sekunden ſpäter ſein „Friede ſei mit uns! Chriſt iſt erſtanden! Des woll'n wir froh ſein!" durch die ehrfürchtige Stille des Gotteshauſes.

APRIL

DIE FREUNDIN

Es ist ein sauber geschriebenes, fast schon ein wenig vergilbtes Tagebuch, in dem ich lese. Eine zierliche Mädchenhand hat darin Dinge festgehalten, die lange versunken sind. Unter dem 19. Mai 19.. steht da geschrieben:

„Ich habe niemals ein Wort von ihm diesen Blättern anvertraut. Dafür sollen ihm nun diese Seiten allein gehören — — —

So deutlich kann ich mich seiner erinnern. Ganz lebendig steht er vor mir, als sei er eben jetzt im Augenblick zur Tür hereingetreten und hätte mir die Hand gereicht, wie er es früher immer tat, ein wenig nachlässig-freundlich und ein wenig müde und gleichgültig.

Ich liebte ihn, wie man nur einen Freund lieben kann — denn mehr als mein Freund ist er niemals gewesen. Wenn wir Mädchen an warmen Sommertagen ins Feld hinauszogen, so begleitete er uns wohl, aber niemals, daß er zu mir oder meiner Schwester ein Wort von Liebe gesagt hätte, oder uns und unser Gespräch durch öde Galanterien heruntergezogen hätte. Er war zu ehrlich dazu. Und überdies konnte er Mädchen genug haben. Alle paar Wochen hielt er es mit einer andern, und jedesmal war er ehrlich verliebt. Er erzählte es uns, wenn

wir durch die Wiesen gingen, und schwärmte von der, die es ihm gerade angetan hatte. Aber die große Liebe, die das Herz mit einer Leidenschaft füllt, die unstillbar ist, die war es nicht. Und darum verließ er sie nach ein paar Wochen immer wieder, Adele und Paula und Ellinor und die kleine Adolfine, die so herzbrechend weinte, als er sie wieder allein gelassen hatte, und alle die andern.

Er war hübsch. Das Haar trug er ganz schlicht mit seitlichem Scheitel. Aber es war braun und glänzend und legte sich weich um die Stirn. Auch die Augen waren von dieser Farbe und voll Glanz, wenn er sprach. Im Kinn hatte er ein Grübchen, wie ein Mädchen, und die Lippen waren frisch und rot.

Er kam meistens des Nachmittags zum Kaffee zu uns und saß dann bei uns in der Laube von wildem Wein. Er plauderte unbefangen und fröhlich. Ich habe niemals einen Menschen kennen gelernt, der so zu plaudern verstanden hätte wie er. Und wenn er zu lachen begann, mußte man mitlachen, ob man nun wollte oder nicht, so ein kindlich frohes Lachen war ihm eigen. Wenn er ernster wurde, erzählte er uns von seiner Liebe, und wir bogen uns auf unsere Näharbeit und schwiegen; denn wir mochten ihn so gern sprechen hören, daß wir ihn um alles nicht unterbrochen hätten. Von Adele erzählte er dann oder von Paula oder Ellinor. Und dann gingen wir

wohl zusammen eine Stunde in die Felder, und er wurde nicht müde, das kleine Mädchen zu rühmen, dem er gerade sein Herz geschenkt hatte. Er zeigte uns den Weg, den er zuletzt mit ihr gegangen war, und lächelte in Erinnerung daran. Er wußte, daß wir nicht plauderten und sein Geheimnis zu bewahren verstanden.

Einmal habe ich ihn gekränkt. Es war, als er Klara rühmte. Ich konnte nicht begreifen, was ihn an Klara fesseln könne, und sagte: „Vorige Woche haben Sie dasselbe von der kleinen Adolfine Böst gesagt."

Er sah mich an und entgegnete: „Habe ich das? Nun ja, ist es nicht einerlei, ob sie Adolfine oder Klara heißt?"

Ich merkte, daß ich ihn gekränkt hatte, und das tat mir weh und ich schwieg.

Am nächsten Tage aber schien er es schon wieder vergessen zu haben, und nach einigen Wochen erzählte er mir von seiner Liebe zu Anita, und ich hörte ihm zu, ohne ihn zu unterbrechen.

Im Herbst desselben Jahres reiste er ab. Alle wußten, daß er krank war, aber keiner wollte sagen, was ihm fehle. Er litt, so jung er war, an Atemnot, und ein quälender Husten hatte ihn ergriffen.

Als dann sein Brief kam, der mich an sein Krankenlager rief, mich, die einzige wahre Freundin, die er

in seinem Leben gefunden, reiste ich noch an demselben Abend ab. Er hatte sich in eine Heilanstalt begeben und wartete sehnlichst auf mein Kommen.

Am Nachmittag kam ich an. Als ich zu ihm ins Zimmer trat, wo er in einem großen Liegestuhl am offenen Fenster lag, leuchteten seine Augen voll Dankbarkeit auf, und auf seine Wangen legte sich eine feine Fieberröte.

„Ich wußte, daß Sie kommen würden", sagte er leise und hielt meine Hand fest und streichelte sie.

Ich erschrak, als ich ihn sah, trotzdem die Schwester, die ihn pflegte, mich vorbereitet hatte. Er war kaum wiederzuerkennen, so bleich und hohl war er geworden. Natürlich ließ ich es mir nicht merken und scherzte unbefangen. Aber die Worte wollten mir nicht aus der Kehle und brannten wie Feuer darin; denn ich wußte, daß ich log, als ich ihn tröstete, daß er bald wieder gesunden werde.

Er sprach wenig und hielt nur meine Hand und sah mich an und hörte mir zu und nickte zuweilen. Gegen Abend aber, als die blühenden Apfelbäume im Garten draußen im Schein der Sonne zu erglühen begannen, wurde er lebhafter und gesprächiger. Mit leiser Stimme erzählte er mir von der großen Leidenschaft, die ihn ergriffen hatte. Brunhilde hieß sie. Und dann zeigte er mir ihr Bild, das er auf seinem Herzen verwahrte.

Er bemerkte das Zittern meiner Hände nicht, als ich es nahm und es beſah.

Sie war groß und ſchlank. Die Augen waren ſanft und groß, und das Haar war ganz ſchlicht über der Stirn geſcheitelt. Sie trug auf dem Bild ein Kleid, das den Hals frei ließ und in ſchweren Falten niederfiel.

Schweigend reichte ich ihm das Bild zurück.

„Morgen werden Sie ſie kennen lernen", ſagte er dann. „Morgen wird ſie kommen. Sie hat mir eine Depeſche geſchickt."

Ich glaube, daß meine Stimme ruhig und klar war, als ich ſagte, daß es mich freuen würde, ſie zu ſehen.

„Im Herbſt werden wir heiraten," ſagte er dann, „im Herbſt, wenn ich geſund geworden bin. Denn der Sommer wird mich geſund machen."

Ich nickte ihm zu und lächelte auch und ſchaute dann in die ſchneeigen Kronen der Bäume hinaus und ſchwieg lange.

„Ich ſagte es ja immer ſchon zu Ihnen," fuhr er fort, „erinnern Sie ſich noch? Einmal muß die große Liebe kommen, die alles andere auslöſcht, die große Flamme, die alles überſtrahlt... nun iſt ſie da!"

Er lag und lächelte in ſich hinein, wie er es ſagte, und preßte das Bild an ſich.

Ich bat, bei ihm wachen zu dürfen.

Er nickte nur.

Die Nacht war lang und weich und warm.

Das Fenster war offen, und ich saß und starrte hinaus. Trotz der Dunkelheit sah man die weißen Baumkronen der Apfelbäume heraufschimmern und die wenigen Sterne, die am Himmel standen, leuchteten ruhig und gelassen. Es war soviel Frieden da draußen, daß ich ruhig werden mußte, ob mir auch das Herz bange klopfte.

Der Kranke lag und schlummerte. Ich trat mehrere Male leise auf den Zehenspitzen an sein Bett und sah nach ihm. Aber er hielt die Augen geschlossen, und auf seiner Stirn lag eine Falte, die ihm einen solch unnatürlich ernsten Ausdruck gab, daß ich erschrak. Ich erinnere mich noch so genau, als wenn es gestern gewesen wäre.

Ich wußte nicht, ob ich der Schwester läuten solle, die nebenan schlief. Aber ich unterließ es und setzte mich wieder an meinen Platz.

Mit grauen Händen und leise atmend kam der Tag. Irgendwo draußen im Felde sang eine Lerche.

Ich lauschte ihr eine Zeit und löschte dann das Nachtlicht, das neben mir auf dem kleinen Tischchen brannte. Und nun standen alle Gegenstände mit dem bleichen, ungewissen Licht des Morgens übergossen da, als wäre alles von einem geheimen Schrecken erfüllt.

Leise trat ich an Richards Bett, um auf seinen Atem zu lauschen.

Ich hatte es geahnt. Er war tot. Auf seinem Gesicht, das noch um einen Schatten bleicher geworden war, lag jener eigentümliche, nachdenkliche Zug, den es zuweilen trug, wenn ihn ein Gedanke in stillem Grübeln festhielt.

Ich sehe noch alles ganz deutlich vor mir, trotzdem nun schon drei Jahre dahin sind seitdem. Heute morgen, als ich in der Dämmerung erwacht, und im Garten die Apfelbäume blühten, kam mir alles wieder so lebhaft ins Gedächtnis, und ich mußte den ganzen Tag an ihn denken, der starb, als die große Liebe in sein Herz gezogen war, auf die er ein ganzes Leben lang gewartet hatte.

Vielleicht hat er Brunhilde wirklich geliebt, — aber ich bin seine Freundin gewesen — — —

XIV

AUF DER LANDUNGSBRÜCKE

Er ging die Treppe hinab, die von den Dünen zum Strande hinunterführte. Wie er dann da unten hinſchritt, langſam, den Kopf etwas gebeugt, ſchwerfällig und ein wenig ungeſchlacht in ſeinen Bewegungen, ſchien er den Körper eines Rieſen zu haben.

Man ſah ihn ſtets allein, und niemals bemerkte man, daß er einen Bekannten begrüßt hätte. Er war hier an der See ebenſo einſam, wie früher zu Hauſe, und vielleicht noch einſamer als dort, trotz der vielen Menſchen, die ihn hier umgaben und zwiſchen denen er ſich verlegen lächelnd und mit linkiſchen Manieren bewegte.

Aber hier hatte er ſich nun verliebt. Ganz plötzlich. Bisher waren ihm die Frauen ziemlich gleichgültig geweſen. Trotz ſeiner ſechsundzwanzig Jahre hatte noch keine ſein Blut in Wallung gebracht. Nun war es über ihn gekommen, wie ein Wetter über die Fluren hinfährt und die Kronen der jungen Pappeln durchbrauſt und die Birken tief zur Erde beugt und am Ufer des Sees die Waſſervögel aufſcheucht . . .

Die er liebte war zart, klein und zierlich, wie eine Figur aus Meißener Porzellan. Seitdem er ſie zum erſtenmal geſehen, begegnete er ihr jeden Tag wenigſtens einmal, wenn ſie mit ihren Bekannten am

Strande ſpazieren ging. Aber geſprochen hatte er mit ihr noch nie ein Wort. Es machte ihm ſchon Herzklopfen, wenn er ſie nur kommen ſah und ſie unter ihrem Sonnenſchirm von blauer Seide lächelnd und plaudernd an ihm vorüberging, ohne ihn zu beachten. Er fühlte dann, wie mit einem gewaltigen Stoß ihm das Blut zum Herzen drängte, daß es ihm den Atem benahm und er Mühe hatte, unbefangen und gleichgültig zu erſcheinen. Denn er dachte Tag und Nacht an ſie, malte ſich ihr Bild aus, grüßte ſie in Gedanken und überlegte tauſendmal, wie er eine Anknüpfung finden könne. Aber in Wirklichkeit ſcheute er ſich, mit ihr in ein Geſpräch zu kommen und erſchrak wie ein Schulbube, wenn er plötzlich ihre Stimme hörte. Er wurde trotz der heißen Glut der Sonne bleich wie ein Städter im Winter. Nur wenn er ihr begegnete, ſchien ein heißes, verzehrendes Feuer in ihm aufzuleben, das ſeine Wangen erglühen ließ und ihn verwirrte und unglücklich machte.

In Wahrheit hätte er nicht den Mut gehabt, ſie anzureden. Aber er tröſtete ſich mit dem Gedanken, daß es ſich ſchon einmal ſo fügen werde. Und es fügte ſich wirklich einmal.

Er war auf ſeinem Spaziergange bis an die Landungsbrücke gekommen, um dort ſtehenzubleiben und in das Waſſer hinunterzuſtarren. Die Flut fing an, aufzulaufen, und allmählich ſammelten ſich mehr und

mehr Bädegäſte hier an, um die Ankunft des Dampfers zu erwarten, der täglich die Poſt vom Feſtlande herüberbrachte. Als er aufblickte, ſtand ſie neben ihm und ſchaute unter dem blauſeidenen Sonnenſchirm auf das glitzernde Meer hinaus. Er erſchrak und erzitterte heftig und wagte nicht, die Hände von der Brüſtung zu nehmen; es traf ihn, wie ein plötzlicher Windſtoß die Krone eines Baumes trifft. Dabei empfand er ein Gefühl der Beklemmung, als wenn ihn eine unſichtbare Hand am Halſe würge.

„Nein! Ich ſehe wirklich noch nichts!“ rief die junge Dame ihrer Freundin zu. „Aber ſieh doch nur dort! Man kann den Rauch ſchon ſehen!“ rief die Angeredete zurück, die weiter ſeewärts ſtand.

Da glaubte er, daß jetzt der Augenblick für ihn gekommen ſei, und er bot ihr ſeinen Feldſtecher an. Er ſprach mit einer Stimme, die rauh und in Abſätzen aus ſeinem Munde kam, und lächelte verlegen dabei. Er öffnete das Futteral und zog das Glas heraus. Und weil er ſo aufgeregt war, oder weil das Glas ſich feſtgeklemmt hatte, zerrte er daran, um eilig und gewandt zu ſein, und ließ dabei das Glas fallen. Es polterte über die ſchmale Brücke und plumpſte mit dumpfem Klatſchen in das Waſſer, das da unter ihren Füßen mit kleinen unruhigen Wellen und blitzenden Lichtreflexen ſich bewegte.

Was darauf geſchehen war, deſſen konnte er ſich ſpäter

nur undeutlich erinnern. Jedenfalls hatte er eine Bemerkung gemacht, um seine Ungeschicklichkeit zu entschuldigen, war aber mitten im Satz steckengeblieben. Ihre Worte, die sie dann zu ihm gesprochen, hatte er kaum verstanden, weil ihm das Blut so heftig in den Schläfen sauste.

Dann gingen die beiden Freundinnen weiter und plauderten und lachten, und er selbst stand noch eine Weile, Gleichgültigkeit heuchelnd, an der Brüstung und schaute unter vorgehaltener Hand auf das Meer hinaus, innerlich gepeinigt von dem Gedanken, daß er sie so unüberlegt plötzlich angeredet und sich dabei ungeschickt benommen hatte.

Den Rest des Tages saß er an seinem Fenster, das auf die See hinausging, und lauschte dem Brausen der Wellen, die schäumend den hartgeschlagenen Strand hinaufliefen, um plötzlich über ihre eigenen Füße zu stolpern und mit donnerndem Krachen niederzufallen. . . .

Mit brennender Scham dachte er an seine Ungeschicklichkeit und an die kleine zarte Hand, die sich ihm schon entgegengestreckt hatte, und in die er sein Glas hätte legen können, wenn er weniger tolpatschig gewesen wäre. Das Schicksal war ihm hold gewesen und ihm entgegengekommen, und er hatte alles wieder durch seine ungeschickten Finger verdorben.

Aber am anderen Tage wollte er alles wieder gut-

machen. Er würde sich wieder an die Brücke stellen und sie erwarten zu der Zeit, wann der Dampfer dort anlegen mußte. Gewiß würde sie wieder auf ihrem Spaziergange dorthin kommen und ihre Post in Empfang nehmen wollen. Und dann wollte er sie noch einmal anreden und wieder gutzumachen versuchen, was er heute versehen hatte. Eine Anknüpfung hatte er ja nun.

Er stellte sich alles ganz genau vor: Dort war die Landungsbrücke — dort bei dem zweiten Pfeiler würde er stehen, genau wie heute. Sie würde kommen, und dann würde er sagen: „Mein Fräulein!" — hier stockte er in Gedanken, denn er mußte bei diesen Worten an die Augen denken, die zu ihm aufgeschlagen werden würden. Das Blut schoß ihm zum Herzen, als wenn sie in diesem Augenblicke leibhaftig vor ihm stände. „Mein Fräulein!" würde er sagen, „was haben Sie nur von meiner Ungeschicklichkeit gedacht gestern! Ich hätte Ihnen so gern einen Gefallen mit dem Glas erzeigt." Dann würde sie lächeln und vielleicht sagen: „Das schöne Glas. Es ist schade darum!" Und er würde sagen: „O bitte, an dem Glase ist nichts gelegen — aber . . ." So würden sie ins Gespräch kommen. Er malte sich alles bis in die kleinsten Einzelheiten aus, und wenn er damit zu Ende war, begann er von neuem, ob auch irgendwo ein Fehler wäre und alles richtig erwogen sei.

Aber jedesmal, wenn er ſich ſo lebhaft vorſtellte, daß er ſie anreden werde, bekam er Herzklopfen und mußte tief Atem holen, um wieder ruhig zu werden.

Am andern Tage erkundigte er ſich ſchon in der Frühe, wann der Dampfer heute eintreffen würde (denn das richtete ſich nach der Flut), ſo daß ihn der Bademeiſter fragte, ob er Bekannte erwarte.

Als um Mittag die erſte Spur des aufſteigenden Rauches ſichtbar wurde, ſtand er wieder an dem Brückenpfeiler und wartete geduldig und entſchloſſen.

Währenddes kam das Schiff näher und näher. Er konnte ſchon den weißen Rettungsgürtel erkennen, der vor dem Steuermannshäuschen hing — aber das Fräulein war noch nicht da. Ob ſie heute nicht kam? Sie war doch täglich um dieſe Zeit auf der Brücke geweſen. Dann legte der Dampfer langſam an und machte feſt. Paſſagiere ſtiegen aus und kamen mit Koffern und Decken neugierig und ſchwatzend über die Brücke. Die Poſt wurde gewechſelt und einige Badegäſte, die wieder abreiſen wollten, gingen an Bord, und immer war das Fräulein noch nicht zu ſehen. Schon ſchickten ſich die Arbeiter an, die Taue des Dampfers wieder loszuwerfen, weil das Signal mit der Dampfpfeife bereits gegeben war, als noch zwei Hotelbiener mit zwei großen Koffern erſchienen, die an Bord verſtaut wurden. Dann kamen noch zwei Damen in Eile auf die Brücke. Er er-

kannte ſie ſofort an der Stimme wieder. Sie mußte es ſein. Da er bereits die Hoffnung aufgegeben hatte, ſie heute noch zu ſehen, überfiel ihn in dieſem Augenblick ein raſendes Herzklopfen. Er mußte mit aller Anſtrengung verſuchen, ſeiner Bewegung Herr zu werden.... Als er ſich dann umwandte, ſah er, daß die beiden Damen den Dampfer beſtiegen hatten, der eben ſeine Taue losgeworfen hatte und unter dem Rauſchen der Räder langſam die Brücke verließ...

Er ſtand und ſah dem Schiffe nach, wie es hinausſteuerte in die See, die grau unter dem bewölkten Himmel lag.

Er ſah eine zarte Geſtalt auf dem Achterdeck des Dampfers ſtehen und wußte, daß ſie es war. Und mit dem entſchwindenden Schiff wurde die Geſtalt kleiner und kleiner, als wenn ſie in Nichts zerränne.

Ein brennender Schmerz ſtieg langſam in ihm auf. Er wußte, daß er ſie verloren hatte für immer. Und während er noch ſtand und ihr nachſtarrte, begann ſeine Seele der verſchwindenden Geſtalt, die da drüben auf dem Dampfer im grauen Reiſemantel ſtand, die Worte zuzurufen, die ſein Mund in tiefer Scheu niemals geſprochen haben würde: „Ich hab' dich lieb... Ich hab' dich lieb... Ewig werde ich dich liebhaben... ich werde dich niemals vergeſſen! Nein! ganz gewiß — niemals... Ich hab' dich ja ſo unendlich lieb!"

Weiße Seemöven umflatterten das eilende Schiff,

das leiſe von den Wellen geſchaukelt wurde, und dann verſchwand es am Horizont und man ſah nur noch einen feinen Streifen Rauch.

Da lächelte er ſchmerzlich und biß die Zähne auf die Unterlippe, wandte ſich um und ſchlug den Weg ein, der zu den Hotels hinaufführte.

Am nächſten Tage reiſte er ab.

JUIN II

DIE DREI SCHWESTERN

Sie wohnten allein in einem kleinen Häuschen, das hinter den Büschen eines Vorgartens in einer der Vorstadtstraßen lag. Alles im Hause und in dem kleinen Garten war von peinlicher Sauberkeit und Akkuratesse, aber alles atmete zugleich den Duft der Altjungferlichkeit und einer lebensfremden Stille. Die Türglocke, die selten genug in Tätigkeit gesetzt wurde, rasselte mit jener vorweltlichen Unbekümmertheit, die man nur noch in alten Häusern findet, und wenn man die Stufen der hölzernen Treppe betrat, die zu den Zimmern nach oben führte, knarrten und knackten sie so laut durch das stille Haus, daß man unwillkürlich erschrak. In den Zimmern standen alte Mahagonimöbel mit merkwürdigen, verschnörkelten Formen und verblichenen Damastbezügen. Auf den Schränken prangten vergoldete Stutzuhren unter hohen Glasglocken, und vor den Fenstern wuchsen Geranien und Fuchsienstöcke in altmodischen weißglasierten Porzellantöpfen, die genau ausgerichtet vor den Fenstern standen, vor jedem fünf, der mittelste immer etwas größer als die andern.

So wie das Haus waren auch die drei Schwestern, die es bewohnten.

Jane, die älteste, war ganz das Ebenbild des verstorbenen Vaters, dessen Bild in der besten Stube

über dem Sofa hing. Sie war hoch in den Dreißigern, groß, von etwas knochigem Wuchs, und ging in schwarzen, enganliegenden Kleidern, die einer längst verflossenen Mode angehörten. Das brünette Haar trug sie über der Stirn gescheitelt, und ihr Gesicht mit den über der Nase zusammenstoßenden Augenbrauen, den ein wenig herabgezogenen Mundwinkeln und den Falten auf der Stirne bekam dadurch einen ernsten, beinahe strengen Ausdruck. Mary, die zweite, die um vier Jahre jünger war, ähnelte der älteren Schwester. Aber sie war weniger groß, ihr Wuchs war voller, und das Haar ging mehr ins Dunkelblonde. Und dann war die Jüngste da. Anne war der verzogene Liebling der beiden anderen, für die sie trotz ihrer neunundzwanzig Jahre noch immer „die Kleine" geblieben war, wie man sie früher im Hause genannt hatte, als die Eltern noch lebten. Sie hatte das rundliche Gesicht der Mutter geerbt, und das sanfte Braun ihres leise gewellten Haares stand gut zu der frischen Farbe ihres Gesichts. Sie war die Beweglichste und Hübscheste und hatte eine angenehme Stimme. Zuweilen an den Abenden, wenn die stille Melancholie des Hauses drückend in allen Zimmern lag, stimmte sie ein Lied an, das sie leise, mit halb verhaltener Stimme sang, als fürchte sie sich, den Frieden des Hauses zu stören, der seit Jahren wie ein Heiligtum gehütet wurde. Aber es kam nicht

häufig vor, daß es den Schwestern recht war, wenn sie sang, und ein Blick, eine ungeduldige Bewegung der anderen verschlossen ihr wieder den Mund.

Ruhig und ohne Aufregung vergingen den drei Mädchen die Tage. Verkehr hatten sie fast gar nicht. Nur einige alte Damen, die Papa und Mama noch gekannt hatten, kamen zuweilen zu Besuch. Aber diese Besuche wurden mit den Jahren immer seltener, und der Alltag spann das alte Haus und die drei Schwestern mit grauen Fäden dichter und dichter ein.

Dafür aber hatten sich die drei mit innigster Liebe aneinander geschlossen. Sie wären unglücklich gewesen, wenn sie sich je entzweit hätten. Außer ihrer schwesterlichen Liebe waren es vor allem ihre Erinnerungen, durch die sie sich unauflöslich verbunden fühlten.

Früher als Papa noch lebte... Papa pflegte ja immer zu sagen... Wenn ich noch daran denke, als Papa eines Tages... Papa, Papa! Das war das große Thema, das niemals zu Ende gebracht wurde in den langen Jahren. Denn Papa war der Abgott aller gewesen, und seitdem er gestorben war, hatte kein Ereignis das Herz seiner Kinder je wieder mit solcher Gewalt bewegt. Es war, als ging er noch unsichtbar im Hause umher, mischte sich in die Unterhaltung, bestimmte das Tun und Handeln und nahm an den stillen, kleinen Überlegungen teil, die das Leben

erforderte. Es war beinahe, als wäre er nur auf einige Zeit verreist und müsse jeden Augenblick wieder hereintreten und sagen: „Sieh, da seid ihr ja, Jane und Mary und die Kleine auch! Nein, wie ihr euch gut gehalten habt die Zeit, solange ich weg war. Ach, ihr könnt euch nicht denken, wie glücklich ich bin, wieder zu Hause zu sein!“

Er war Beamter der Steuerbehörde gewesen und hatte ein genau so abgezirkeltes, ruhiges Leben geführt, wie es jetzt seine Töchter taten. In seinem Zimmer, oben in der Mansarde, wo er seine Sammlung aufbewahrt hatte — er war ein eifriger Sammler von Spazierstockgriffen gewesen —, hielten die Mädchen alles genau so instand, wie es zu seinen Lebzeiten gewesen war, als handle es sich darum, das Zimmer eines Großen, an dessen Leben die Nationen Anteil genommen, zu erhalten. Da lehnten die zahlreichen Stöcke an den Wänden, die der Verstorbene gesammelt, Stöcke mit wunderlichen Griffen aus Holz, Elfenbein, Knochen, Silber, Nilpferdzahn, Hirschhorn usw. Das kostbarste Stück der Sammlung aber, das in einem gefütterten Kästchen aufbewahrt wurde, war ein Stock aus Ebenholz mit Perlmuttereinlagen und einem vergoldeten Knopf, der kunstvoll ziseliert war und ein Emaillebildchen trug, auf dem ein geflügelter Amor mit Köcher, Bogen und Pfeilen dargestellt war. Auf einem Tischchen lehnte eine verblichene Photo-

graphie des Verſtorbenen, die an jedem Gedenktag mit Blumen geſchmückt wurde. Der Seſſel ſtand noch ſo, wie er am Todestage geſtanden hatte, und die Stahlfeder, mit der die letzte Eintragung in das Regiſter der Sammlung gemacht worden war, lag noch genau an derſelben Stelle.

Nun wäre wirklich nichts Beſonderes aus dem Leben der drei Schweſtern zu berichten geweſen, wenn nicht eines Tages etwas eingetreten wäre, das alle Verhältniſſe im Hauſe mit einem Schlage geändert und Bewegung in das ſtille Leben der drei Schweſtern gebracht hätte.

Es war an einem warmen Juniabend. Die Fenſter im Wohnzimmer ſtanden offen, und von den Roſenbeeten im Garten drang der Duft der erſten erblühten Roſen herein. Es dunkelte bereits und Mary hatte eben den Tiſch abgedeckt. Jane hatte ſich mit einer Handarbeit ans Fenſter geſetzt, ließ aber nach wenigen Stichen die Hand im Schoße ruhen. Es war doch ſchon zu dunkel.

Anne hatte das Zimmer vorhin unbemerkt verlaſſen.

Nun hörte man ſie plötzlich aus dem Zimmer nebenan leiſe aufſchluchzen. Erſchrocken blickten ſich Jane und Mary an.

„Anne – um Gotteswillen, Kleine, was iſt dir?“

Anne lag, das Geſicht in den Kiſſen des Sofas vergraben und ſchluchzte, daß ihr die Schultern zuckten.

Jane fand zuerſt die Beſinnung wieder. „Wollen wir nach einem Arzt ſchicken?“ fragte ſie.

„Wir könnten es zunächſt mit Hoffmannstropfen verſuchen“, riet Mary und lief nach dem Fläſchchen, das ſie in ihrem Nachtſchränkchen verwahrte.

Jane kniete vor dem Sofa nieder, bog das Geſicht der Schweſter leiſe zu ſich herum, küßte ſie zärtlich auf die Backe und ſagte: „Kleine, was machſt du denn? Wo fehlt es denn? Haſt du Magenſchmerzen? Kopfweh? Sprich doch um Gotteswillen, du ſiehſt doch, wie wir uns ängſtigen.“

Aber Anne antwortete nicht. Sie weinte, in ſich verſunken, weiter, ſchüttelte auf alle Fragen den Kopf und wollte mit nichts heraus.

Auch die Hoffmannstropfen, mit denen Mary nun kam, wies ſie zurück.

Endlich, als ſie ſich ſatt geweint hatte, begann ſie leiſe und in abgeriſſenen Sätzen zu ſprechen.

„Mir fehlt nichts – wirklich mir iſt ganz wohl – darüber dürft ihr euch nicht ängſtigen – ich – ich – nein, ich kann es euch nicht ſagen –.“

Nach dieſen Worten begannen wieder ihre Tränen zu quellen, und die Spannung der Schweſtern ſtieg durch das ſonderbare Benehmen der Kleinen auf den Siedepunkt.

Endlich riß Jane die Geduld.

„Ich will, daß du dich jetzt ſammelſt und uns ſagſt,

was dir fehlt. Ich glaube, wir haben als deine Schwestern ein Recht, es zu wissen!"

„Ja," sagte Anne, „seid nur nicht böse. Laßt mir noch einen Augenblick Zeit. Es ist schwer, es zu sagen, wirklich, es ist nicht leicht."

„Ja, laß dir Zeit", begütigte die sanftere Mary, und strich ihr mit der Hand über Haar und Wangen.

„Damit ihr es wißt," stieß Anne da heraus, „ich – ich habe mich verlobt!"

„Verlobt?! Herr du meines –."

Wenn plötzlich sämtliche Bilder von den Wänden gefallen wären, so hätte die Verblüffung der Schwestern nicht größer sein können.

Jane fand zuerst wieder Worte. „Aber das ist ja gar nicht möglich", sagte sie und erhob sich. „Mit wem denn nur?"

„Was soll ich euch sagen?" antwortete Anne, die sich durch ihr Geständnis sichtlich erleichtert fühlte. „Er heißt Fritz. Fritz Kühling, – und ist Ingenieur auf der Werft."

Die Schwestern schlugen die Hände zusammen und sahen die Kleine an, als sei sie plötzlich irr geworden.

„Und das – das sagst du uns – erst jetzt?"

„Einmal muß es doch das erstemal sein", antwortete Anne etwas gereizt. „Ich hätte es euch ja schon eher gesagt – aber jedesmal, wenn ich davon

beginnen wollte – war es mir, als hielte mir jemand den Mund zu."

Sie begann von neuem zu ſchluchzen, hielt aber nach wenigen Sekunden wieder ein, und nun wurde es plötzlich totenſtill in dem kleinen Zimmer.

Es war bereits ſo dunkel geworden, daß keine das Geſicht der anderen erkennen konnte. Alle ſaßen mit ihren Gedanken beſchäftigt da und wußten nicht, was ſie ſagen ſollten.

Zuletzt bemerkte Mary mit leiſer Stimme: „Was würde Papa dazu ſagen?"

Aber niemand antwortete diesmal darauf.

„Wo haſt du ihn – ich meine deinen Verlobten – kennen gelernt?" fragte Jane endlich.

„Ach, das iſt ja gleichgültig –", antwortete Anne. „Ich habe ihn zuerſt bei Aßmanns getroffen, als ich dort in Geſellſchaft war. Er hat mich abends begleitet und – ja, dann iſt das ſo gekommen."

„Dann haſt du dich noch am ſelben Abend mit ihm verlobt?"

„Nein, wo denkt ihr hin?" ſagte Anne beleidigt.

Dann wurde es wieder ſtill, und man hörte Jane ſeufzen.

„Warum ſagt ihr nichts?" fragte Anne, von einer inneren Angſt getrieben. „Ich meinte, ihr könntet doch wohl ein Wort dazu ſagen, irgendein freundliches Wort. Schließlich bin ich doch eure Schweſter!"

Da stand Jane auf, umarmte sie, trocknete ihr die Tränen, strich ihr zärtlich über die Backen und sagte leise: „Arme, kleine Anne! Was sollen wir dazu sagen? Ich hätte eher an meinen Tod gedacht, als an so etwas."

„Ja," sagte Mary, „es ist schwer, sich im Augenblick darein zu finden. Wirklich, du darfst nicht böse darüber sein."

Damit setzte auch sie sich zu Anne auf das Sofa, schlang ihre Arme um sie, wie Jane es eben getan hatte und sagte: Wenn Papa noch lebte, würde alles so viel einfacher und leichter sein."

* * *

Wenige Tage nach dem kam Annes Bräutigam zum erstenmal auf Besuch.

Es versteht sich, daß die Schwestern ihn mit außerordentlicher Zurückhaltung empfingen, trotzdem ihnen vor Erwartung und Neugier das Herz vernehmlich genug klopfte.

Besonders Mary hatte bei dieser ersten Begegnung allerhand rührende Szenen, empfindsame, zärtliche und feierliche Worte erwartet, eine Art Bekenntnis sozusagen, ein sanftes Flehen in der Stimme des Unbekannten, der einsah, wie groß sein Unrecht war, das er durch seine Liebe zu der Kleinen auf sich ge-

laden. Zugleich war aber auch ein wenig Trotz in dem, was sie empfand. Sie erwartete, daß der zukünftige Schwager Jane oder sie um die Hand Annes bitten würde, die sie doch beide Mutterstelle an der Kleinen vertreten hatten, Jane noch mehr als sie.

Sie hatte sich alles so deutlich ausgemalt. Sie würde ihm vornehm und ruhig zuhören und zuletzt, wenn er geendet haben würde, würde sie sagen: Wir sind gewöhnt, in allem was geschieht, eine Schickung zu sehen. Machen Sie Anne glücklich!

Ihre Enttäuschung war grenzenlos, als von alledem nichts geschah.

Anne hatte ihn kaum vorgestellt, als er schon mit einem Scherzwort über den Regenguß, der eben eingesetzt hatte und nun rauschend in den Büschen des Gartens lag, die Unterhaltung begann.

Mit fröhlichem, ausgelassenem Lachen hing er seinen Hut an der Garderobe auf und trat auf die Einladung Janes in das „beste Zimmer", wo ausnahmsweise zur Feier des Tages der Kaffeetisch gedeckt war.

Er tat wirklich, als wäre er bereits wochenlang hier aus- und eingegangen, und von irgendeiner Zerknirschung oder nur einer leisen Befangenheit war nicht das geringste zu bemerken.

Mary war wirklich grenzenlos enttäuscht. Sie hatte sich die erste Begegnung mit dem Bräutigam ihrer Schwester doch wesentlich anders vorgestellt.

Auch Jane schien nicht recht zufrieden zu sein. Sie musterte den zukünftigen Schwager mit unverkennbarer Zurückhaltung, und lange Zeit führte Kühling die Unterhaltung allein.

Er konnte im Anfang der Dreißiger sein und war noch ein wenig größer als Jane. Seine braunen Augen blitzten lebenslustig aus seinem schmalen, blassen Gesicht. Wenn er lachte, sah man seine wohlgepflegten weißen Zähne unter dem dunkelbraunen Schnurrbart hervorschimmern, und Jane konnte nicht umhin, zu denken: Wirklich, ich habe ihn mir kaum so hübsch vorgestellt.

Sein Verhältnis zu Anne erwähnte er mit keinem Wort. Er schien das als eine selbstverständliche Voraussetzung zu empfinden, ohne die er diesen Besuch nicht machen würde, eine Sache, die keiner Erklärung und keiner weiteren Worte bedurfte.

Da waren Jane und Mary aber denn doch anderer Meinung.

So saßen sie und schwiegen und beschlossen, das Weitere abzuwarten.

Nach dem Kaffee stand man auf und ging in den Garten hinaus. Der Regen hatte nachgelassen und die Luft war frisch und von dem Duft der Rosen erfüllt, die auf allen Rabatten blühten. Hier und dort fiel noch ein Tropfen von den dunkelglänzenden Blättern der Stauden und schlug mit leisem Klat-

schen auf die Blätter des Immergrün, mit dem alle Beete eingefaßt waren.

Fritz pflückte ein paar Rosenblüten und überreichte jeder der Schwestern eine. Jane nahm sie, ließ sie aber nachher in der Laube liegen, sie fühlte sich wirklich zu alt für solche Scherze. Mary steckte sie ein wenig verwirrt in den Gürtel. Anne aber wollte sie unbedingt Fritz ins Knopfloch stecken. Er weigerte sich und es gab einen lustigen kleinen Zank, der damit endete, daß Fritz der „Kleinen" ein paar prachtvolle, eben erblühte La France ins Haar steckte, wobei er sich so ungeschickt benahm, daß Mary kommen und helfen mußte.

Nachher stieg man in Papas Zimmer hinauf und zeigte die Sammlung, und die Schwestern wurden merklich aufgeräumter, als sie sahen, welches Interesse Fritz den Spazierstöcken entgegenbrachte.

Er wurde nicht müde, einzelne Stücke zu loben, probierte diesen und jenen Griff und sagte schließlich: „Du, Anne, was meinst du, wenn ich mir diesen hier", er hielt einen Stock aus Ebenholz, mit feingeschnitztem Elfenbeingriff in der Hand, „von euch schenken ließe?"

Jane runzelte die Stirn und Mary bekam Herzklopfen. Anne wurde ein wenig rot und sagte dann: „Magst du ihn so gern?"

Verlegen sah sie zu ihren Schwestern hinüber.

Aber ſie antworteten nicht.

Dann ſtotterte ſie: „Nicht wahr, du wirſt ihn recht in Ehren halten. Papa hielt gerade von dieſem Stock ſo viel!“

* * *

Die nun folgenden Monate waren die ereignisreichſten, welche die Schweſtern erlebten. Fritz kam jeden Abend zu Beſuch, ſpeiſte mit ihnen, plauderte, ſcherzte und brachte eine Atmoſphäre friſcher Natürlichkeit und einen Strom neuer Intereſſen ins Haus. Es war, als wenn die neue Zeit, die ſo lange unbeachtet an dem Hauſe der Schweſtern vorübergefloſſen war, plötzlich durch einen ſchmalen Kanal Zutritt erhalten habe und nun das Haus mit neuem Leben erfülle.

Anne ſtrahlte vor Glück, und es war, als wenn ein Widerſchein ihrer Seligkeit auch auf die Schweſtern falle, die ſich merkwürdig zu verändern begannen.

Selbſt Jane vergaß zuweilen ihre Würde, konnte hin und wieder laut auflachen, ja ausgelaſſen werden, und alle drei überboten ſich in der Sorge für Fritz. Die anfängliche Zurückhaltung war längſt einer Vertrautheit gewichen, der ſich die Schweſtern um ſo rückhaltloſer hingaben, als ſie Jahre hindurch jeden Umgang entbehrt hatten, und die Anregungen, die von Fritz ausgingen, auf ihre Seelen, die ſolange in

klöſterlicher Zurückhaltung gehalten worden waren, wie junger Wein wirkten.

Jane hatte ſogar ihre ſchwarze Kleidung durch einen hellen Umlegekragen zu heben geſucht. Sie friſierte ſich ſeit einiger Zeit ſorgfältiger als ſonſt, und ſogar das kleine goldene Medaillon, das ſie von ihrer Mutter geerbt hatte, trug ſie nun an einer feinen, dünnen Goldkette um den Hals.

Mary ging es nicht viel anders. Auch für ſie war der Umgang mit dem zukünftigen Schwager — der Termin der Hochzeit war allerdings noch nicht feſtgeſetzt — eine Quelle neuer Freuden geworden. Sogar in die Oper hatte Fritz die Schweſtern geführt. Man hatte die Zauberflöte geſehen und noch tagelang hallte das ſtille Haus der Schweſtern wider von den Arien Papagenos, die Anne bei ihrer Arbeit leiſe trällerte.

Man konnte wirklich nicht ewig trauern, ſagten ſich die Schweſtern, und die frühere häufige Wendung ihrer Geſpräche: Papa pflegte zu ſagen... verwandelte ſich immer häufiger in ein: Fritz ſagte geſtern... Fritz war neulich der Meinung... Was wird Fritz heute abend dazu ſagen?

Oben im Zimmer des Vaters aber ſenkte ſich der feine ſilbergraue Staub auf die elfenbeinernen und ſilbernen Stockgriffe ſeiner Sammlung...

Der Herbſt kam mit grauen Regenwolken und heftigen Stürmen, die mit rauſchenden Schwingen um

den Giebel des alten Häuschens fuhren, die Büsche des Gartens bis zur Erde bogen und den Regen prasselnd gegen die Fensterscheiben schlagen ließen.

Langsam wurden die Tage dunkler und freudenloser. Die Sonne war schon seit einer Woche nicht mehr zum Vorschein gekommen, und in die Stuben der Schwestern brachte selbst der Mittag kaum ein paar helle Stunden.

An einem dieser Abende blieb Fritz plötzlich aus. Die Schwestern hatten sein Lieblingsgericht gemacht und sich den ganzen Nachmittag auf sein Kommen gefreut.

Da kam in der Abendstunde ein Brief von ihm.

Anne öffnete, ein wenig bestürzt und neugierig zugleich.

Es waren nur wenige Zeilen. Er bat für heute um Entschuldigung. Es sei ihm nicht möglich zu kommen.

Die Enttäuschung war allgemein.

Man hatte noch ein paar versteckte, halberblühte, ein wenig verkrüppelte Rosenblüten im Garten gefunden, die nun traurig, mit gesenkten Köpfen dastanden. –

Am nächsten Tage kam ein ähnlicher Brief. Er fühle sich nicht wohl und müsse für einige Tage um Entschuldigung bitten. Es sei nichts Ernstliches, und er hoffe darum, am Sonntag erscheinen zu können.

Am Sonntag kam dann abermals ein Brief.

Als Anne ihn geleſen hatte, wurde ſie ohnmächtig und mußte aufs Sofa gebracht werden. Als ſie nach Janes und Marys Bemühungen die Augen wieder aufſchlug, brach ſie in einen Weinkrampf aus.

Die Schweſtern waren ſo beſtürzt, daß ſie nicht wußten, was ſie beginnen ſollten.

Mary riet, den Arzt zu holen.

„Nein, nein!“ ſchrie Anne verzweifelt, „keinen Arzt! Ich will niemand ſehen. Niemand.“

Leiſe hob Jane den Brief auf, der auf die Erde geglitten war.

„Darf ich ihn leſen?“ fragte ſie.

Anne antwortete nicht, weinte nur heftiger.

Jane las mit ſtockendem Atem.

„Arme kleine Anne“, ſagte ſie, als ſie zu Ende war.

„Was iſt geſchehen?“ fragte Mary, die nichts verſtand.

„Lies“, ſagte Jane, und hielt ihr den Brief hin.

Fritz ſchrieb, ſein Gefühl ſage ihm, daß Anne doch wohl nicht die Rechte für ihn ſei. Er habe ſchon lange mit ſich im Streite darum gelegen, habe nicht recht gewußt, was er tun ſolle. Nun ſei Offenheit doch wohl das einzige, was helfen könne. Es ſei gewiß ein großer Schmerz für ſie, ihn frei zu geben, aber er habe die Pflicht, ſie darum zu bitten. Er danke ihr und den Schweſtern für alle Liebe und Freundlichkeit, die ſie ihm bewieſen...

Es waren vorsichtige und zarte Worte, und doch trafen sie in ihrer Behutsamkeit wie sorgfältig gezielte Dolchstöße.

Es war still im Zimmer, als Mary den Brief wieder zusammenfaltete und auf den Tisch legte.

Sie war so bleich, wie das weiße Linnen darauf.

„Arme kleine Anne!" sagte auch sie.

Dann blieb es wieder minutenlang still. Nur der Wind lag vor den Fenstern und der Regen tröpfelte melancholisch einförmig auf das Glasdach der Veranda.

Da seufzte Mary auf und sank in den nächsten Stuhl.

„Mary," sagte Jane, „was ist dir?"

Aber es war schon vorüber, ebenso schnell, wie es gekommen. Sie schüttelte nur den Kopf, sah bleich und abwesend vor sich hin, und zwang sich zu einem Lächeln.

„Mary!" rief Anne in diesem Augenblick, sprang auf und drückte ihre nasse Wange an die der Schwester. „Jetzt weiß — ich — auch du — hast ihn geliebt!"

Sie glitt an ihr nieder und barg den Kopf in Marys Schoß. Die saß ganz still und streichelte sie wie ein Kind.

Jane hatte bei Annes Worten die Lippen aufeinander gepreßt — ein Schreck durchzuckte sie. Auch Mary hatte ihr Herz an Fritz verloren?

Sie mußte sich umwenden und hinausgehen, um

ſich nicht zu verraten. Ihr Geſicht blieb unbewegt und ruhig, aber ihr Herz ſchlug in ſchmerzhaft harten Schlägen, als ſie die Tür leiſe hinter ſich zudrückte.

In ihrer Kammer ſtand ſie ſtill und preßte den Kopf in die Hände.

Ein leiſes Stöhnen kam aus ihrer Bruſt.

Es durchſchauerte ſie. Mary war in derſelben Lage geweſen wie ſie.

Es war wohl eine beſondere Fügung, daß er nun nicht mehr das Haus betreten würde, und vielleicht würde die Zeit heilen, was nun zerriſſen war.

* * *

Die Tage gingen.

Langſam kam alles wieder in ſein Geleis. Die Sammlung wurde wieder fleißiger abgeſtaubt, und der Name des Vaters wieder häufiger genannt. „Wißt ihr noch? Als Papa noch lebte ...“

Von Fritz wurde niemals mehr geſprochen. Jede hütete ſich, den Namen zu nennen.

Es war wie ein ſchweigendes Übereinkommen, das man geſchloſſen und mit heiligen Eiden geſichert hatte.

EIN SOMMERTAG

I.

Richard hatte das Boot an dem kleinen Landungssteg festgelegt, die Riemen angeschlossen und schlenderte nun langsam den Weg hinauf, der durch den Garten zur Villa führte.

Es schien ein heißer Tag werden zu wollen.

Die Vormittagssonne lag schon in voller Glut über dem Garten, und die Rosen dufteten durchdringend und voll in der stillen, unbewegten Luft. Die Erde war noch frisch und weich von dem Regen, der in der Nacht niedergegangen war, und der wilde Wein, der das Staket ganz überwuchert hatte und mit langen Ranken daran niederhing, hatte in der warmen, feuchten Nacht handlange neue Triebe gemacht. Selbst die Gartenlaube, die doch im Schatten der alten Rüstern stand, war ganz bedeckt von den Blütenbüscheln der Polyantharosen, die schwer und voll wie üppiges Geschmeide an ihren langen, dünnen Stielen hingen. Aber die Päonien hatten bei dem Regen ihren Blütenschmuck verloren, und die roten Blumenblätter lagen trotz der Frische der Erde welk und schmutzig auf den Beeten.

Es war ganz still im Garten, und man hörte die Bienen über den Blüten summen, die allenthalben

über den Rabatten und Beeten in verschwenderischer Fülle aufgeblüht waren.

Plötzlich erklang eine singende Frauenstimme vom Hause her. Ruhig und voll durchdrang die Melodie den stillen Garten und schwang sich wie ein schwebender Vogel über die Hecke hinaus, um sich hinter den Büschen und weiterhin über dem Wasser zu verlieren.

„Wie sie kommt und wie sie schwindet,
Herzen löst und Herzen bindet —
Liebe, ach, du Zauberin!"

Richard ging lächelnd auf Zehenspitzen näher. Er stieg die niedrige Steintreppe hinauf, die vom Garten aus auf die Terrasse führte, und trat gerade ins Zimmer, als das Lied zu Ende war.

Drinnen war es dunkel und kühl. Mathilde saß am Tische und ordnete Blumen in den beiden blauen Porzellanvasen, die mittags auf der Tafel zu prangen pflegten und ein altes Erbstück von einer Tante des Konsuls darstellten.

„Du hast gerudert?" fragte sie mit gleichgültigem Ton und fuhr in ihrer Beschäftigung fort, ohne aufzublicken.

„Ja, das Wasser lockte mich hinaus", entgegnete er und setzte sich auf einen der niedrigen Stühle, die um den runden Marmortisch standen. „Es war wundervoll draußen. So still, beinahe feierlich. Es

tat mir nur leid, daß du nicht einige Minuten eher sangst. Ich hätte dein Lied gern vom Fluß aus gehört."

Er saß und sah auf ihre Hände, die schlank und weiß waren und mit ruhigen Bewegungen voll feiner Grazie die Sommerblumen zurechtstellten, die nickend aus dem blauen Schmelz der Vasen emporstiegen.

„Du solltest in deinem Leben nichts anderes tun, als Blumen ordnen und Lieder singen", fuhr er fort und lächelte. „Es müßte deine einzige Aufgabe sein, Schönheit um dich zu verbreiten. Wohin du kämst, müßte sich deine Gegenwart wie ein stiller Zauber bemerkbar machen, der alles in seinen Bann zwingt."

Sie war von ihrem Stuhl aufgestanden und einige Schritte zurückgetreten, um die Blumen besser betrachten zu können.

„Du glaubst nicht, wie langweilig du im Augenblick bist", entgegnete sie nun, ohne ihn anzublicken.

„Danke!" sagte er und stand nun ebenfalls auf. „Ich will mir ein andermal mehr Mühe geben."

Sie lächelten nun beide und traten auf die Terrasse.

„Ich möchte baden gehen!" sagte Mathilde. „Im Wasser muß es jetzt köstlich sein."

„Und ich?" fragte er, „was fang ich in der Zeit an?"

„Papa arbeitet an seiner Korrespondenz, und einen Gesellschafter weiß ich wirklich nicht für dich. Aber für heute nachmittag hat sich Besuch angesagt."

„Das wäre?" fragte er neugierig.

„Dr. Thompſon mit Frau, Tochter und Sohn", entgegnete Mathilde. „Du kennſt die Herrſchaften nicht bis ſoweit?

„Verſpüre auch keinerlei Luſt, dieſem Mangel abzuhelfen."

„Du biſt ungezogen, Richard!"

„Da habe ich mich nun wochenlang darauf gefreut, einige Wochen hier bei euch in der wundervollen Ruhe eures Landſitzes verbringen zu können, und kaum bin ich hier, ſo kommt irgendein Jemand, der mir höchſt gleichgültig iſt, mit Frau Jemand und Tochter und Sohn."

„Tröſte dich nur", unterbrach ſie ihn. „Du kannſt ja das Boot nehmen und den Nachmittag auf dem Waſſer verbringen. Papa wird dir gern ſeine Angelſchnüre zur Verfügung ſtellen. Du haſt keinerlei Repräſentationspflichten, mein Lieber. Bei deiner jetzigen etwas anſpruchsvollen Laune wird man deine Abweſenheit vielleicht nur angenehm bemerken."

Sie nickte ihm ſpöttiſch zu und ſchritt den breiten Hauptweg des Gartens hinab, der zum Fluß und zu der kleinen Badehütte führte, die der Konſul hatte errichten laſſen.

Richard ſchlug den Weg nach der Laube ein, brannte ſich eine Zigarette an und ſtreckte ſich dann neben der Laube in einem Liegeſtuhl aus, zog ein Buch aus der Taſche und begann zu leſen.

Es war Niels Lyhne. Er las die Stelle, die er so sehr liebte, wo Frau Boye und Niels Abschied voneinander nehmen in dem stillen Zimmer am Kanal, in dem die Stäbe an den Jalousien unter dem leisen Zuge der Luft hin und her klappern und Frau Boye leise und behutsam die Bande von Niels Herzen wieder zu lösen versucht, die sie einst darum geschlungen.

Als er das Kapitel ausgelesen hatte, klappte er das Buch zu, horchte eine Zeitlang auf das Gesumm einer Biene, die vor ihm an einer Wiesenblume naschte, und wußte nicht recht, womit er seine Gedanken beschäftigen sollte, bis er mit ihnen wieder bei Mathilde angelangt war.

Wie schön sie war! Die feinen Brauen über den klugen, grauen Augen, die schmale Stirn und das anmutige, feine Rund der Wangen. Und dann fielen ihm die zarten, schlanken Hände wieder ein, die er jedesmal bewundern mußte, wenn er sie sah.

Er begann darüber nachzudenken, mit welcher von den Frauen in Niels Lyhne sie Ähnlichkeit haben möchte. Da war Edele und Frau Boye und Fennimore und Gerda — — nein, sie paßte zu keiner! Sie hätte kaum einmal die Freundin einer dieser Frauen sein können. Sie war so eigen, so ruhig und selbständig.

Sie war einige Jahre älter als er. Ja, das war wahr. Aber was machte das schließlich? Es war keine

ſo ſchön wie ſie mit ihren vierundzwanzig Jahren, und als er das dachte, drückte er den Kopf in den Nacken und ſah in die Kronen der Obſtbäume hinauf, die ſich über ihm wölbten, unbeweglich in der warmen Luft.

Er hörte Schritte und richtete ſich auf. Aber es war nicht Mathilde. Es war der Konſul.

„Sieh da! ich ſuchte dich!“ rief er ſchon von weitem. „Nun? den Morgen angenehm verbracht?“

Er kam mit kurzen, etwas ſchwerfälligen Schritten näher. Auf ſeinem Geſicht, das von einem weißen Halsbart umrahmt wurde und ihm einen beinahe paſtoralen Ausdruck verlieh, lag die ruhige Heiterkeit, die ihn zu erfüllen pflegte, wenn er zwiſchen ſeinen Blumen und Roſenſtöcken die Geſchäfte des Tages vergeſſen konnte.

Er war ein Fünfziger, breitſchultrig, unterſetzt und ein wenig behäbig in ſeinen Bewegungen. Seine Vorfahren waren niederſächſiſche Bauern geweſen, und vielleicht hatte er von ihnen das Phlegma ererbt, das ihn ſelten zu verlaſſen pflegte. Nach dem Tode ſeiner Gattin hatte er ſich den Roſenſtöcken im Garten zu „Eliſen-Ruh“ mit noch größerer Liebe zugewandt und war noch ein wenig ſtiller und in ſich gekehrter geworden. Die Hausſorgen überließ er ganz ſeiner Tochter, die ſchon während der letzten Jahre vor dem Tode der Mutter das Hausweſen geleitet hatte.

„Aber warm iſt es, mein Lieber, warm! Das Herz lacht einem im Leibe, wenn man ſieht, wie alles vorankommt bei dieſer Wärme. Vor vierzehn Tagen nämlich hatten wir hier unerträgliches Wetter, kalt und regneriſch, ſage ich dir. Aber nun haben es die letzten Tage doch geſchafft. Sieh dir nur einmal die Auguſta Viktoria an! Ich habe ſie ſelten ſo ſchön blühen ſehen. Das iſt eine Roſe, weißt du, die Wärme will, aber keine direkte Sonne, darum habe ich ſie dort in den Schatten unter den ‚Kaiſer Alexander‘ geſtellt. In der Sonne verliert ſie alle Schönheit. Die rahmgelbe Mitte, ſieh einmal! Heute abend wird ſie ganz offen ſein. Weißt du übrigens, daß Thompſons heute nachmittag zu uns herauskommen wollen?“

„Mathilde ſprach davon.“

„Ich hatte gedacht, wir könnten eine Segelpartie zuſammen machen, aber daraus wird nun nichts werden. Es rührt ſich ja kein Blatt am Baume. Wo iſt denn Mathilde?“

„Sie badet“, erklärte Richard, der verſtimmt war, daß ſchon wieder der Beſuch erwähnt wurde. Man hatte dann ſeine Pflichten, mußte Toilette machen, ſich mit fremden, gleichgültigen Menſchen beſchäftigen und an einer vielleicht ſehr gezwungenen Unterhaltung teilnehmen. Das war alles ſo langweilig und wenig einladend.

„Ich dachte es mir“, erwiderte der Konſul. „Wenn

du willſt, komm mit. Eben hat die Poſt die Zeitungen gebracht. Wir rauchen eine Zigarre zuſammen."

„Danke, Onkel. Wirklich. Aber die Zeitungen intereſſieren mich, ſeitdem ich hier bin, gar nicht mehr."

Der Konſul lachte.

„Nun, wenn du lieber im Garten bleiben willſt ... Ich habe vor Mittag noch einige Kleinigkeiten zu erledigen. Na, laß dir die Zeit nicht lang werden."

Als er fort war, kam Mathilde zurück.

„Was lieſt du denn da?" fragte ſie Richard, der ſeinen Roman wieder aufgeſchlagen hatte und Gleichgültigkeit heuchelte.

„Niels Lyhne."

„Ah", ſagte ſie.

„Du kennſt das Buch?"

Sie nickte.

„Du liebſt es — wie ich?" fragte er mit leuchtenden Augen.

„Ja — vielleicht nicht ſo ſehr wie du. Es iſt ſtill und fein. Ja. Aber ..."

„Aber?"

„Das Heroiſche fehlt darin."

„Das Heroiſche?"

„Ja. Niels kommt niemals zu irgendeiner Tat, zu einer großen, befreienden Tat, die ihn über ſich hinweghöbe ..."

„Er iſt vielleicht zu ſehr Empfindungsmenſch",

entgegnete Richard, und bog ſich zur Seite, um eine Wieſenblume abzupflücken und den Stiel in den Mund zu nehmen.

„Er iſt ganz einfach zu wenig Mann“, ſagte Mathilde. „Er läßt ſich von Frau Boye hinausſchicken, als ihr der Umgang mit ihm nicht mehr paßt, er weicht vor der zornigen Fennimore ... Alle Dinge ſtehen um ihn herum und warten, was er tun wird. Aber er tut nichts. Das iſt es.“

„Was müßte er denn tun?“

„Er müßte ſelbſt handeln, ſein Schickſal beſtimmen, den Dingen ſeinen Willen aufdrücken. Ich würde einen Niels Lyhne nicht lieben können.“

Eine Pauſe entſtand.

„Ah! es war herrlich im Waſſer. Ich liebe dieſe ruhige, ſatte, warme Luft nicht, die ſo feucht von der Erde aufſteigt. Sie macht weich und ſchlaff. Da müßteſt du einmal im Herbſt bei uns ſein, wenn der Oktoberwind friſch und herb den Fluß heraufkommt! Es tut mir dann immer leid, wenn wir wieder in die Stadt ziehen, ich finde es dann am ſchönſten hier. Der Garten iſt ganz überſät von dem roſtgelben Laube der Pappeln und Rüſtern. Alles bekommt einen Zug von Größe und Erhabenheit. Dann zu ſegeln, weißt du! Wenn das Schiff ſich ganz auf die Seite legt und die äußerſte Spitze des Segels ins Waſſer taucht, wie eine Möwe mit ihren

Flügeln das Waſſer ſtreift — ah, das tut wohl! Es iſt ſoviel Friſche darin und Kraft." Sie waren dem Hauſe zugeſchritten und ſtanden nun bei dem Roſenbeet, das vor der Terraſſe angelegt war.

„Ärgerlich, daß wir heute nicht ſegeln können!" ſagte Richard und ſah mit zuſammengezogener Stirn zum Himmel hinauf.

„Nein, daraus wird nichts werden, es iſt zu ſchwül und ſtill dazu. Aber rudern könnten wir."

„Hm, dazu verſpüre ich wenig Luſt. Wenn der Beſuch nicht käme! Aber vier bis fünf Perſonen im Boot? Ich finde keinen Hochgenuß daran. Das Boot iſt dann wie Blei. Ich kenne das."

II.

Am Mittag ſtieg ein Gewitter herauf. Es kam mit kurzen, knatternden Donnerſchlägen, die die Scheiben im Eßzimmer klirren ließen, und einem wolkenbruchartigen Regen, der rauſchend in den Kronen der Bäume lag und in rieſelnden kleinen Bächen die Gartenwege zum Fluſſe hinunterlief.

Der Konſul war aufgeſtanden. „Schade, ſchade!" ſagte er, „der Beſuch wird jedenfalls ausbleiben. Was meinſt du, Mathilde?"

Mathilde war derſelben Meinung. Richard aß gleichgültig ſeinen Teller leer.

„Drüben, jenſeits des Fluſſes, ſcheint das Wetter

recht zu stehen. Man sieht ordentlich die Blitze herunterfahren", fuhr der Konsul fort.

Es war merklich dunkel im Zimmer geworden. Man konnte kaum noch die Gegenstände unterscheiden. Wie eine blauschwarze Wand standen die Wolken jenseits des Flusses. Grelle Blitze leuchteten auf, und der Regen trommelte unausgesetzt auf dem Glasdache der Veranda.

„Die Rosen werden gänzlich verregnen!" seufzte der Konsul. „Hätten wir die besten nur noch vor Mittag geschnitten. Es ist ein Jammer!"

In diesem Augenblick flammte ein Blitz auf, dem ein kurzer, scharfer Donner folgte, als sei in der Nähe eine Kanone abgefeuert.

„Das hat eingeschlagen!" rief der Konsul, als der Donner verhallt war.

„Da drüben brennt's schon!" rief Mathilde, die ebenfalls ans Fenster getreten war. Nun legte auch Richard Messer und Gabel hin und trat zu den andern.

Drüben, jenseits des Flusses, eine Strecke weiter stromaufwärts, standen einige Bauernhäuser. Man sah nur die strohgedeckten Giebel über die Deichkappe ragen. Aus einem der Dächer schlug eine lodernde, gelbe Flamme in die Höhe, und ein dicker schwelender Qualm hob sich schwer in die regendurchrauschte Luft.

„Um Gottes willen!" rief der Konsul und langte

nach dem Feldstecher, der auf der kleinen Konsole an der Wand lag.

„Wie das Strohdach brennt!“ sagte er hindurchschauend.

Auch Richard sah durch das Glas.

„Wenn es nicht so regnete, würde ich mit dem Kahn hinüberfahren“, rief er. „Aber da scheint wenig mehr zu helfen zu sein. Vorn ist das Dach schon heruntergerutscht. Man sieht die leeren Sparren brennen.“

Der Brand schien das Haus in wenigen Minuten überwältigt zu haben. Graugelbe Rauchwolken zogen langsam über den Fluß hin, der unter dem schieferblauen Himmel düster und unheimlich dalag.

Einige Minuten später lichtete sich der Himmel wieder. Die Blitze wurden seltener, und man vernahm nur noch den Regen, der die Luft mit Feuchtigkeit übersättigte, in Tropfen von den steinernen Treppenstufen der Terrasse in die Höhe sprang, klatschend auf die Blätter der Rhabarberstauden im Garten fiel und die Fernsicht über den Fluß hin verschleierte.

Eine Stunde später hörte auch der Regen auf, und auf den feuchten Wiesen glänzte wieder der Schein der Sonne, sprühte wie funkelndes Silber auf den Blättern der Blumen und Büsche, und in die tropfende Stille, die den Garten füllte, drang plötzlich wieder das Zwitschern und Schelten der

Sperlinge, die mit den genäßten Federn auf dem Dachsims saßen und sich zu putzen begannen.

Das Feuer schien noch nicht ganz erstickt zu sein. Eine dünne Rauchsäule schob sich in die schweigende Stille des Himmels empor. Von dem Hause selbst sah keine Spur mehr über dem Deich hervor. Zwischen den Häusern, die in regelmäßiger Entfernung voneinander lagen, klaffte eine Lücke wie ein ausgezogener Zahn in einem Gebiß.

Thompsons kamen nicht. Eine Depesche bat um Entschuldigung. Bei dem unsicheren Wetter wolle man den Besuch lieber verschieben.

„Ich sagte es ja schon", brummte der Konsul.

Aber so hatte er Muße, sich im Garten umzusehen, wo der Gewitterregen allerhand Unordnung geschaffen hatte. Die Beete waren verschlammt, die Rosenblüten entblättert und die Reseden lagen platt am Boden. Ebenso war es den Stiefmütterchen ergangen, und unten beim Weinhause hatte der Regen einen kleinen Hügel von Sand und Kies zusammengeschoben. Es gab allerhand anzuordnen, und das Mädchen mußte gleich mit einer Bestellung zu Dierk Döhle hinüber, der dem Gärtner behilflich sein sollte.

Richard und Mathilde entschlossen sich, nach dem Brande hinüberzufahren.

Über dem Flusse lag eine feierliche Ruhe. Lautlos und glatt schob sich das Wasser zwischen den grünen

Wiesen hin, und die Uferweiden standen regungslos still in der warmen Luft, die sich nach dem Gewitter fast um nichts abgekühlt hatte.

Mathilde hatte am Steuer Platz genommen. Sie lenkte das Boot mit Geschick am Rande des Flusses hin, um es nicht in die Strömung zu bringen, wo schwer voranzukommen war. Richard ruderte kräftig. Er merkte die Anstrengung kaum, trotzdem perlte ihm der Schweiß in feinen Tropfen auf der Stirn.

Er hatte das Gespräch vom Morgen wieder aufgenommen und verteidigte Niels Lyhne.

„Du tust ihm unrecht!" sagte er. „Er ist dir nicht männlich genug? Hast du seinen Tod gelesen? Er liegt im Lazarett, und Hjerrild bietet ihm an, einen Geistlichen zu holen. Wie er das verneint und mit sich selber fertig wird, sich treu bleibt noch in der letzten Minute vor seinem Tode — das sollte nicht männlich sein? Du hast die Stelle vielleicht vergessen."

„Nein," antwortete sie, „ich habe sie nicht vergessen. Es ist keine Größe, es ist Trotz, Verbissenheit. Energie ist etwas ganz andres. Was ist es denn, woran er seine Kraft zeigt? Es ist etwas Negatives. Niels ist Atheist. Er ist groß im Verneinen. Damit hat er sein Leben zugebracht. Zu einer Tat ist er nicht gekommen. Er ist zu weich, zu träumerisch — zu weibisch, geradeheraus gesagt. Überhaupt die

Männer in „Niels Lyhne“. Ich habe das Buch noch ganz gut im Kopfe, trotzdem es schon eine Zeit her ist, daß ich es gelesen habe. Nimm den Hauslehrer, wie er Edele eine Erklärung macht. Etwas Komischeres ist ja gar nicht denkbar. Nimm Erik, den Künstler, der sich zu keiner Leistung aufraffen kann und im Alkohol zugrunde geht. Nein, ich liebe solche Bücher nicht. Es ist kein einziger Mann darin, vor dem man Respekt haben könnte!“

Sie hatten noch eine tüchtige Strecke zu fahren. Richard hatte die Ruder für einige Augenblicke eingelegt und ruhte sich von der Anstrengung aus. Sein Gesicht war gerötet und ein unsicheres Lächeln lag auf seinen Zügen, als er ihr entgegnete:

„Aber schließlich ist doch auch der Mann kein Wesen, das nur aus Kraft, Energie und Willen zusammengesetzt sein müßte, und viele sind weicher als sie scheinen. Vielleicht — ist das ihr Bestes!“

Er begann wieder zu rudern. Das Boot, das schon langsam stromabwärts getrieben war, begann nun wieder vorwärts zu dringen.

„Mag sein. Ich wehre mich nur, Niels als einen Helden anzuerkennen. Er ist kein Held für mich.“

Dann schwiegen beide eine Weile. Die Sonne brannte drückend heiß.

„Du sprachst vorhin von dem Hauslehrer in Niels Lyhne, und von seiner Liebeserklärung“, nahm

Richard das Gespräch wieder auf. „Glaubst du, daß es leicht ist für einen Mann, seine Neigung zu gestehen? Denke dich in die Lage eines Mannes, der sich anschickt, einer Dame seine Liebe zu gestehen. Für einen Unbeteiligten hat die Sache immer etwas Komisches. Immer. Und wenn die Dame die Neigung nicht erwidert — ist sie eine Unbeteiligte und wird lachen. Sicher. Und das macht ein Geständnis so — so peinlich, so erniedrigend. — — Ich zum Beispiel würde es niemals verzeihen noch vergessen können, wenn — nun, wenn — setzen wir einmal den Fall — die Dame die Unbeteiligte spielte."

Mathilde zuckte die Achseln.

Schweigend ruderte Richard weiter. Er hatte mit Absicht das Gespräch wieder auf Niels Lyhne gebracht. Die Gedanken, die ihn bewegten, ließen ihn die Ruder kräftiger anziehen, und der Schweiß begann in kleinen, rieselnden Bächen über seine Stirn herabzurinnen.

Das Boot war in der Nähe der Brandstelle angelangt, und er hatte jetzt den Fluß quer zu durchrudern, wo die Strömung das Boot mit voller Wucht faßte und stromabwärts drängte.

Er hatte die Zähne aufeinandergepreßt und ruderte eine Zeitlang mit stärkerer Kraft als vielleicht nötig war. Als er dann wieder zu sprechen begann, sah er zur Seite, den Fluß hinunter, als richte er seine Worte gar nicht an die, die ihm gegenübersaß.

„Es ist ja möglich, daß du über das lachst, was ich dir jetzt noch sagen möchte. Gut, lache darüber. Ich kann es dir nicht wehren. Es soll mir auch gleichgültig sein. Trotzdem will ich es dir sagen, damit du es weißt und damit wir Klarheit haben, beide. Seit dem ersten Tage unsres Wiedersehens habe ich es mit mir herumgetragen. Ich wußte es auf den ersten Blick, als ich dich neulich nach den langen Jahren wiedersah: ‚Dich oder keine'." Er hielt einen Augenblick im Sprechen inne, sah aber nicht zu ihr hinüber, und fuhr dann fort: „Meine Aussichten kennst du. Ich habe noch ein paar Jahre zu studieren. Dann — wenn ich Glück habe — —"

Er vollendete den Satz nicht und schwieg.

„Nun," sagte er dann plötzlich, indem er zu ihr hinüberblickte, „du lachst ja nicht."

Sie erschien in diesem Augenblick bleich, trotz der schwülen Sonnenhitze, die das Blut in vollen Wellen durch ihre Adern rinnen ließ.

„Nein," entgegnete sie, „ich lache nicht." Sie verstummte und sah vor sich nieder.

„Meine Erklärung kam dir zu plötzlich? Du willst Zeit zur Entscheidung? Du möchtest überlegen?"

Eine Falte lag auf seiner Stirn, und er zog die Ruder so kräftig zurück, daß sie mit einem Ruck aus dem Wasser glitten und ein Spritzer über die Fläche fuhr.

„Vielleicht", versetzte sie zögernd und fuhr dann

mit einer Stimme fort, die milder und weicher klang als sonst: „Du bist jung, Richard! Das ganze Leben liegt noch vor dir! Tausend Möglichkeiten stehen vor dir und warten und lassen dir die Wahl! Und außerdem hast du gar nicht daran gedacht, daß ich schon gebunden sein könnte?“

Es sollte ein Scherz sein, eine Ablenkung, trotzdem traf es ihn wie ein Schlag. Er biß die Zähne aufeinander, aber er hielt keinen Augenblick mit Rudern inne.

Daran hatte er nicht gedacht! Die Möglichkeit hatte er überhaupt gar nicht ernstlich erwogen. Aber es war ja wirklich kein Wunder! Sie war bildschön, und eigentlich war es zu verwundern, daß sie sich nicht längst entschieden hatte.

Knirschend fuhr das Boot auf den Sand.

Richard sprang heraus, zog die Kette nach und legte den Anker fest.

Er fühlte eine Mattigkeit in den Knien, als er ihr die Hand reichte, um ihr beim Aussteigen behilflich zu sein. Schweigend stiegen sie den Deich hinan und sahen, oben angelangt, nun plötzlich die Brandstätte vor sich liegen.

III.

Das Haus war ein wüster Trümmerhaufen. Verkohlte Balken lagen kreuz und quer über den nieder-

gebrannten Mauern. Hier und da stieg noch ein dünner Qualm in feinen Säulen kerzengerade in die stille, warme Luft. Von der Rückseite des Hauses stand noch eine Hälfte. Ein schwarzgebrannter Fensterrahmen mit zersprungenen Scheiben hing halb in den Hängen.

Es war ein trostloser Anblick.

Eben wollten die Feuerspritzen aus den benachbarten Dörfern wieder abrücken. Landleute umstanden in Gruppen die Brandstelle.

Es war niemand verunglückt. Der Blitz mußte den Giebel getroffen haben. Man hatte nur plötzlich die leckenden Flammen gesehen. Ein Strohhaufen auf der Diele hatte in hellen Flammen gestanden, und dann war man hinausgestürzt und hatte auch das Dach brennen sehen.

Gerettet war so gut wie nichts. Ein paar Hühner waren in den Flammen umgekommen. Das Vieh weidete ja draußen in der weiten Marsch. Aber der Heuvorrat, der ganze erste Schnitt, war verbrannt.

Richard sprach einige Worte mit dem Besitzer. Er zwang sich dazu. Alles war ihm plötzlich so gleichgültig, er hörte kaum zu, wie der Mann auf seine Fragen antwortete. Das Haus war versichert, und so war also nur die Ernte verloren.

Mathilde war zu einigen Frauen getreten. Richard beobachtete sie, wie sie mit ihnen sprach und dann

nach einem der Häuser hinüberging, um die alte Mutter des Abgebrannten, die dort eine Zuflucht gefunden, zu besuchen und ihr einige Trostesworte zu sagen.

Wenn der warme, weiche Wind vom Felde kam, war es unerträglich, am Deiche zu stehen. Der Brandgeruch war entsetzlich. Er benahm den Atem und trieb einem das Wasser in die Augen.

Eine Viertelstunde später fuhr man wieder ab. Richard trieb das Boot in die Mitte des Flusses, und nun kam ihm die Strömung zustatten. Das Boot schoß wie ein Pfeil dahin. Aber er hätte etwas darum gegeben, jetzt nicht diese Fahrt mit ihr machen zu müssen.

Mathilde schien ihre Unbefangenheit wieder erlangt zu haben. Sie erzählte von ihrem Besuch bei der alten Großmutter drüben, die wie versteinert dagesessen und nur immer die Worte wiederholt hatte: „Lewer Gott! Lewer Gott! Und dann hatte sie jedesmal mit dem Kopfe geschüttelt und durch das niedrige Fenster, an dem sie gesessen, wieder hinausgesehen auf die schwarzen Balken und zusammengesunkenen Mauern, zwischen denen sie aufgewachsen war und zwischen denen sie ihr Leben zu beschließen gehofft hatte.

Als Richard nicht antwortete, schwieg Mathilde auch.

Ermüdend, wie das Licht auf dem Wasser blinkte und glänzte! Die Augen schmerzten davon, wenn man so darüber hinsah.

Endlich war man zurück.

Der Konsul stand schon am Ufer und klatschte in die Hände.

„Bravo!“ rief er. „Gut, daß ihr zurückkommt! Nun, wie sah es drüben aus?“

„Traurig genug!“ rief Mathilde, während Richard das Boot an die kleine Steintreppe drängte, die zum Wasser hinunterführte.

Der Konsul reichte seiner Tochter die Hand, um ihr beim Aussteigen behilflich zu sein.

„Aber Kind! Du machst ja ein furchtbar ernstes Gesicht! Ist jemand verunglückt beim Brande?“

„Gott sei Dank nicht!“ rief Mathilde. „Aber es hat mich doch angegriffen. Ich glaube, wir sind beide etwas abgespannt davon, Richard und ich.“

„Es ist doch Job Claasen, nicht wahr?“ sagte der Konsul.

„Er ist es!“ erwiderte Mathilde und ging mit ihm vorauf, den Gartenweg hinauf.

Bei den Rosen blieb der alte Herr stehen. „Richard,“ rief er, „wo bleibst du denn?“

Richard kam mit langsamen Schritten und verlegener, unsicherer Miene.

„Auch du siehst bleich und angegriffen aus!“ rief der Konsul ihm zu.

„Nun ja, weißt du,“ entgegnete er, „wenn man daran denkt, daß am Morgen noch alles unversehrt

war und voller Hoffnung, und nun dies. Und das alles ist ein Werk weniger Minuten."

Bald darauf entschuldigte er sich mit Kopfschmerzen. Er stieg auf sein Zimmer hinauf und war entschlossen, gleich zu packen. Währenddes grübelte er über eine passende Ausrede nach, die seine plötzliche Abreise verständlich machen könnte.

Ein Trotz hatte ihn ergriffen und ein unsägliches Gefühl der Beschämung und Mutlosigkeit.

Wie ein Knabe hatte er seine Hoffnungen mit sich herumgetragen, damit gespielt wie ein Kind — nun war es zu Ende damit! Er wollte fort. Sogleich.

Er holte seinen Koffer aus dem Schlafzimmer und begann zu packen, mit einer fieberischen Hast.

Nun war ja alles vorbei. Alles.

Wie grau das Leben plötzlich vor ihm lag: Das Studium kam ihm wie eine Albernheit vor, wie das Unnützeste und Zwecklooseste, was nur zu erdenken war.

Aber wohin wollte er nun eigentlich?

Es war schließlich gleichgültig, wohin er ging. Fort wollte er, das stand fest.

Als er seinen Koffer gepackt und verschlossen hatte, wurde es etwas ruhiger in ihm. Er lehnte sich zum Fenster hinaus und blickte die Chaussee hinunter, die kerzengerade am Hause vorbei in die Felder hineinlief.

Hätte er doch geschwiegen . . . sich niemals ver-

raten! Dann hätte er schon einen Weg gefunden, sich mit dem Unabänderlichen abzufinden.

Vielleicht war es auf ihn gemünzt gewesen, als sie erklärt hatte, daß sie einen „Niels" niemals würde lieben können? Er hatte es ja auch auf sich bezogen, und darum hatte er gesprochen. Er hatte sich mit Gewalt dazu gezwungen. Klarheit hatte er haben wollen. Die hatte er ja nun. Er lächelte bitter.

Das Zimmermädchen klopfte an. Ob man ihm den Kaffee heraufschicken dürfe?

Er dankte. Nein, das sollte man nicht.

Nach einer Viertelstunde kam der Konsul, um nach ihm zu sehen.

„Du, Richard," sagte er, indem er ohne anzuklopfen eintrat, „wie wäre es, wenn wir heute abend einmal zum Fischen führen? Das Wetter ist wie ausgesucht dafür. Wir könnten Körbe stellen und auch ein bißchen angeln. Unten beim Stau, weißt du, wo der große Abzugsgraben in den Fluß geht, ist ein ganz prächtiger Platz. Ich habe an einem Abend im vorigen Sommer dort mit der Angel an fünf Pfund gefangen."

„Aber" — seine Blicke wanderten von Richard auf den Koffer und von dort auf Richard zurück, — „was ist denn das? Du hast gepackt?"

„Ja, Onkel, weißt du, ich – ich möchte wirklich – es wird ja keine zu große Überraschung für dich sein,

ſiehſt du, die Studien – ich kann wirklich nicht länger hier bleiben."

„Aber, Junge, biſt du denn nicht recht geſcheit? Ich meine, du willſt dich recht erholen hier bei uns – und nun packſt du nach kaum vierzehn Tagen, ohne ein Wort zu ſagen, ſo ſtillſchweigend deinen Koffer? Das iſt denn doch – – ſag mal", ſagte er dann leiſer werdend, „ſieh mir mal ins Auge: Hand aufs Herz, Richard! Du haſt mit Mathilde Streit gehabt? – Leugne nicht! Ich bemerkte es erſt ſchon, als ihr zurückkamt. Ihr ſaht beide ganz danach aus!"

„Hand aufs Herz, Onkel! Wirklich nicht. Wir haben uns kein böſes Wort geſagt."

„Alſo! dann bleibſt du hier! Ausreden gibt es nicht! Ich habe unten alles bereit legen laſſen. Die Angelſchnüre ſtehen fertig. Der alte Dierk gräbt im Garten nach Regenwürmern. Wir können in einer Viertelſtunde fort. Kopfſchmerzen? die vergehen auf dem Waſſer am beſten. Der Anblick da drüben bei der Brandſtelle hat dich aufgeregt, das iſt alles! Wenn du auf andre Gedanken kommſt, iſt alles wieder in Ordnung. Komm nur jetzt!"

„Onkel, nein, laß mich, bitte. Ich muß reiſen. Verſtehſt du? Ich muß. Und das ſogleich."

Der alte Herr ſah ihm prüfend durch ſeinen goldenen Kneifer ins Auge... Richard ſchlug die Augen zu Boden. Eine feine Röte überzog ſein Geſicht.

Der Konsul war ein Menschenkenner. Wie er diesen Blick sah, der sich langsam vor dem seinen senkte, und den flehenden Ton in der Stimme seines Neffen hörte, wußte er alles.

„So", sagte er nun kurz. „Also so stehen die Sachen. Hm. Ja."

Damit ließ er sich auf dem Stuhl an dem kleinen Tischchen nieder, auf dem noch der Willkommenstrauß stand, den Mathilde Richard bei seinem Eintreffen hatte ins Zimmer stellen lassen.

Es war eine Zeitlang ganz still.

„Siehst du, Onkel, und darum kann ich nicht länger bleiben," nahm Richard das Gespräch wieder auf, „so gern ich auch wollte."

„Hm. Ich weiß, wie dir zumute ist. Ja. Aber du begreifst, daß ich wirklich dazu nichts sagen kann."

„Selbstverständlich nicht. Nein."

Bedrückt und mit verlegenem, beinahe hilflosem Gesicht saß der Konsul da. Er hätte gern ein Wort zugunsten Richards bei seiner Tochter eingelegt – aber er gab den Gedanken sofort wieder auf. Da durfte er sich nicht einmischen. Und unklug war es zugleich. Mathilde war so selbständig und sicher in ihren Entschließungen.

„Ja, dann fährst du wohl?" fragte er und sah auf seinen Neffen, der sich zum Fenster gewandt hatte und hinausblickte.

„Am beſten heute abend noch.“

„Wenn das durchaus ſein muß?“ ſeufzte der Alte und erhob ſich. „Ich dächte, die Nacht könnteſt du ruhig noch hier zubringen. Wenn es dir peinlich iſt, brauchſt du ja nicht zum Abendbrot herunterzukommen.“

Aber Richard blieb bei ſeinem Entſchluß.

Eine Stunde ſpäter hielt der Wagen vor dem Hauſe, der ihn zur Station bringen ſollte, und er ging in das Wohnzimmer hinunter, um ſich zu verabſchieden. Mathilde war allein.

„Lebe wohl!“ ſagte er und reichte ihr die Hand.

„So bald ſchon?“ fragte ſie und ſtand von ihrem Platze auf. „Vater ſagte mir vorhin, daß du abreiſen wollteſt! Ich dachte, du würdeſt dich doch noch beſinnen.“

„Es gibt da nichts zu beſinnen“, entgegnete er mit gepreßter Stimme. „Leb wohl!“

„Leb wohl!“ — —

Der Konſul ſtand im Garten bei den Pferden.

„Laß die Pferde nicht ſo laufen, Konrad“, ſagte er zu dem Kutſcher. „Es iſt noch immer ſchwül, und die Wege ſind weich.“

„Adieu, Onkel!“

„Adieu, mein Junge, laß es dir gut gehen. Alſo du fährſt ſogleich nach Leipzig zurück?“

Ein kräftiger Händedruck und dann ſaß er im Wagen.

Die Pferde zogen an. Der Wagen fuhr faſt lautlos über den aufgeweichten Boden. Dann hörte

man ihn plötzlich hart auf den Steinen der Chauſſee dahinrollen. — — —

Mathilde ſtand währenddeſſen am offenen Fenſter im Wohnzimmer und ſah in den Garten hinaus. Es war ſo ſtill draußen, daß man deutlich die Harke des Gärtners auf dem Kies der Wege ſcharren hören konnte.

Nun drang auch das Geräuſch des fortrollenden Wagens von der Chauſſee zu ihr herüber, und ein Peitſchenſchlag knallte wie der Schuß einer Kinderpiſtole durch die ſtille Luft.

Nun iſt er fort! dachte ſie, und fühlte, wie Mitleid und leiſe Zärtlichkeit ihr Herz in langſameren Stößen gehen ließen.

Unzufrieden mit ſich ſelbſt ſchüttelte ſie den Kopf.

Aber was will ich denn nur, ſprach ſie zu ſich ſelber. War es nicht richtig, daß ich ihn von mir gehen ließ? Ich war das einzige Mädchen, das er ſeit Wochen ſah! Und dann kam dieſer Tag, der ſo voll war von dem Duft der Roſen und dem Glanz der Sonne, dieſer Tag, der alle Dinge in Glut tauchte und ihm das Herz entzündete. ... Ach nein, es iſt beſſer ſo. Heute wird er meinen, ſterben zu müſſen, aber wenn die beſinnlicheren Tage des Herbſtes kommen, wird er vielleicht lächeln über den Sommertag, der ſeine Jugend allzufrüh in Feſſeln ſchlagen wollte. Vielleicht, vielleicht auch nicht.

Sie trat an den Flügel und griff ein paar Akkorde,

die weich in die abendſtille Luft hinausſchwebten. Dann hob ſie die Hand von den Taſten, und wieder kam ihr das Lied auf die Lippen, das ſie am Morgen geſungen hatte:

„Wie ſie kommt und wie ſie ſchwindet,
Herzen löſt und Herzen bindet –
Liebe, ach, du Zauberin!"

„Er hat um dich angehalten, und du haſt ihm einen Korb gegeben?" fragte der Konſul, der ins Zimmer trat, als ſie das Lied beendet hatte.

„Woher weißt du denn das?" fragte ſie zurück.

„Oh, ich–ich habe ſo einen Blick dafür", erwiderte der alte Herr und lächelte ein wenig verlegen.

„Er ſprach mit dir darüber?"

„Nein, natürlich nicht. Ich drängte ihn und da hab' ich denn ſchließlich gemerkt, daß etwas zwiſchen euch vorgefallen ſein mußte. Weißt du, er tut mir furchtbar leid. Nun wird er allen Lebensmut und alle Hoffnung verloren haben."

„Meinſt du wirklich? Laß uns warten, bis der Herbſt da iſt!" ſagte Mathilde leiſe.

„Warten, bis der Herbſt da iſt? Ich weiß nicht, was du damit ſagen willſt", antwortete der Konſul, der ſich zum Fenſter gewandt hatte und an den Blumenſtöcken neſtelte.

Aber er bekam keine Antwort auf ſeine Frage. Mathilde hatte das Zimmer ſchon verlaſſen.

AUGUST

DIE ROSENLAUBE

Es war nun ganz ſtill geworden. Selbſt der Nachtwind, der den ganzen Abend mit leiſem Rauſchen in den Kronen der Bäume gelegen hatte, war auf weichen Flügeln davongezogen. Der ſchmale Mond ſchwamm wie ein gleitender Kahn in dem tiefen Samtblau des Nachthimmels und goß einen ſchwachen Schimmer von Licht über den Garten, in dem die Levkojen blühten und ſchon die erſten Dahlien ihre ſtrahlenden Blumen geöffnet hatten, die nun wie große matte Sterne aus dem Dunkel leuchteten. Der Fiſcherknabe auf der Fontäne, deren Waſſer man abgeſtellt hatte, ſtand mit ſeinen prallen dicken Beinchen und den kurzen Armen, mit denen er dem Delphin zu ſeinen Füßen den Rachen offenhielt, ſchimmernd im Mondlicht, und die Gladiolen und Montbretien, die um das kreisrunde Becken gepflanzt waren, ſtreckten ihre langen Blütenſchäfte regungslos in die warme ſtille Luft. Die Laube, die mit Kletterroſen dicht bewachſen war, lag ganz im Dunkel. Nur ein ſchwacher Abglanz des milden Lichts, das draußen auf den Büſchen und Wegen des Gartens lag, drang in ſie hinein. Die beiden Sandſteinfiguren aber aus der Großvaterzeit, die auf niedrigen Sockeln an ihrem Eingang ſtanden, lagen noch unter dem weichen ſchimmernden Licht, Amor, immer bereit,

mit zwinkerndem Auge den aufgelegten Pfeil abzuschießen und Psyche, schamhaft das Gesicht hinter den Händen verbergend.

Draußen auf dem großen runden Tische lag ein aufgeschlagenes Buch, das jemand vergessen haben mochte, und eine weiße seidene Schleife neben einer mattgelben Rosenknospe.

Es war, als wenn noch der Klang zärtlicher Worte und inniger, leis gesungener Lieder in diesem Raume nachklinge, als schwebe noch ein Zittern, ein leises Vibrieren und ein uneingestandenes Verlangen über diesen Dingen, das von den dichtverschlungenen Zweigen der Rosen festgehalten worden war — ein Hauch nur, und doch so wirklich wie das ferne Aufleuchten, das zuweilen hinter den Kronen der Bäume stumm und matt aufflammte, niedergehalten von der stillen, drückenden Luft. —

Es ist nach Mitternacht. Leise öffnet sich die Tür, die vom Hause zum Garten hinunterführt, und Tritte knirschen leise auf dem Kies. Es kommt jemand, der bei den Rosen stehenbleibt, langsam um die Fontäne herumgeht und sich dann der Laube nähert auf dem breiten, mondbeschienenen Wege.

Man sieht jetzt, daß es ein junger Mann ist.

Vor dem Amor bleibt er stehen ... eine Zeitlang. Dann hört man ihn flüstern. „Schieß ihn ab, den Pfeil! Schieß ihn doch ab! Als ich noch ein Kind

war, ſtandeſt du ſchon ſo und zielteſt. Du biſt ſo zaghaft . . ſo zaghaft, und ſo grauſam in deiner Zaghaftigkeit!“

Nun beginnt er einen Rundgang durch den Garten, an den Dahlien und der Roſengruppe vorbei und wieder um den Springbrunnen herum. Dabei taucht er ſeine Hand in das runde Becken und plätſchert in dem klaren Waſſer, in dem das Mondlicht liegt.

Dann kühlt er Stirn und Augen mit der feuchten Hand und kehrt dann wieder zu der Laube zurück auf dem breiten mondbeſchienenen Wege.

Eigentlich müßte er jetzt eine Mandoline tragen und leiſe ſehnſüchtige Akkorde zu einem Liebesliede greifen, daß die Töne wie kleine, girrende Vögel durch die warme, mattheIle Nacht davonzögen, und oben im Hauſe, das ſchlafend im weißen Mondlicht liegt, müßte ſich irgendwo im Schatten ein Fenſter öffnen, und ein weißes Tuch müßte einen Gruß hinunterwinken in den ſtillen Garten, aus dem die leiſen Laute aufſteigen. Und die Blumen müßten ſtärker duften, berührt von dem ſehnſüchtigen Klang der kleinen Lieder, die wie ſchwebende Falter an die vollen Kelche ſtießen, und dann müßte im Gebüſch irgendwo in den Nachbargärten eine Nachtigall beginnen, geweckt von dem ſehnſüchtigen Klang der Lieder und von dem Duft, der aus allen Blüten ſteigt.

Aber die Zeit der Nachtigallen ist längst dahin, und die Mandoline fehlt auch.

Der junge Mann ist inzwischen in die Laube getreten, und plötzlich findet er dort das Seidenband und die Rosenknospe. Und wie er beides in seiner Hand hält, küßt er die kleine weiße Schleife, die den Duft der mattgelben Rose hat, und verbirgt sie vorsichtig in seiner Brusttasche und beginnt plötzlich zu trällern, so leise, daß man es kaum hört. Die blühende Rose aber behält er zwischen den Fingern und führt sie von Zeit zu Zeit an die Lippen.

Darauf tritt er plötzlich aus dem Dunkel wieder in den Mondschein hinaus und lehnt sich an die Psyche, die ihr Gesicht hinter den Händen verbirgt, und schaut zu dem Fenster hinüber, das neben der großen Kastanie ganz im Schatten liegt. Unbeweglich steht er so eine ganze Zeit.

Jetzt wenigstens müßte sich doch da oben das Fenster öffnen, ein weißer Arm sichtbar werden ...

Aber alles bleibt lautlos still und unbewegt. Nur das Mondlicht beginnt allmählich zu schwinden, der Garten wird finster und die Dunkelheit nimmt mit jeder Minute zu. Man sieht den Weg nicht mehr und die hellen Blüten nicht mehr, und auch der Springbrunnen ist nicht mehr zu erkennen. Dann beginnen Tropfen zu fallen, große schwere Tropfen, erst einzelne, die klatschend auf die Blätter fallen,

und dann mehr und immer mehr, und nun rauſcht der Regen in Strömen herab, während hinter den Bäumen flüchtige matte Blitze aufleuchten, die den Donner längſt hinter ſich gelaſſen haben. Und nun ergießen ſich die rauſchenden Ströme des Regens über die Büſche und die Blumen, tropfen ſingend in das kleine Waſſerbecken unter der Fontäne und ergießen ſich über den, der noch immer unbeweglich am Eingang der Laube zwiſchen den beiden Sandſteinfiguren ſteht, das Geſicht mit geſchloſſenen Augen zum Himmel gewendet, während die fallenden Tropfen in kleinen perlenden Bächen über Stirn und Augen rinnen.

Dann tappt er langſam durch den dunkeln Garten nach dem Hauſe zurück und taſtet nach der Tür. Man hört eine eiſerne Matte klirren und eine Tür knarren und einen Riegel vor die Tür ſtoßen — und nun liegt nur noch die leiſe Muſik des rinnenden Regens in dem ſtillen Garten.

SEPTEMBER

ELLINOR

Wir waren von der Terraſſe, von wo aus wir die Ausſicht über das weite Moor und das an den Weyherberg gebettete Worpswede genoſſen hatten, ins Atelier zurückgekehrt. Der Anblick der ungeheuren Ebene um uns hatte uns mit jener Ruhe und Gelaſſenheit erfüllt, die wie ein ſtill gegebenes Geſchenk beglückt und allen Dingen ruhigere Umriſſe gibt.

Wir hatten uns um den runden Tiſch in eine Ecke des Ateliers geſetzt, die Vorhänge zugezogen und ein paar Kerzen angezündet, deren Flammen weich in dem Dunkel des Zimmers ſtanden und den Raum mit ſilbrigem Lichte erfüllten, das die tiefen Schatten, die in den Ecken lagen, nur noch dunkler erſcheinen ließ.

Wir begannen von den Frauen zu ſprechen, und unſer Freund erzählte mit vorſichtigen und zarten Worten die Geſchichte einer Leidenſchaft, die allerdings ſchon Jahre zurücklag, deren Gewalt aber noch heute aus ſeinen Worten widerklang.

Ich weiß nicht, ob die Erregung, mit der uns dieſe Erzählung erfüllt hatte, die Urſache war, oder ob der Wein dem ſchweigſamen und in ſich gekehrten Talenhorſt, der regungslos zugehört hatte, die Zunge lockerer gemacht hatte als ſonſt – er begann plötzlich mit ruhiger Stimme:

„Ich würde das, was ich ſagen will, nicht preisgeben, wenn die, die es betrifft, nicht ſchon der Raſen deckte. Ihr habt ſie nicht gekannt. Es iſt ja auch gleichgültig, wer ſie war und wie ſie hieß. Laßt mich ſie Ellinor nennen. Sie hieß nicht ſo. Aber in dem Klange dieſes Namens liegt etwas, was euch vielleicht einen Hauch von ihrem Weſen vermitteln kann.

Als ſie in unſer Haus kam, war ich erſt ſeit wenigen Jahren verheiratet, und der Glanz unſerer jungen Ehe lag wie der warme Sonnenſchein eines Maimorgens über meinem Leben.

Wir hatten Ellinor ins Haus genommen, weil meine Frau, die damals ſehr ſchwach war, dringend einer Hilfe bedurfte. Ich beachtete die Geſellſchafterin anfangs ſo gut wie gar nicht. Sie hatte auch wenig Anziehendes, vielmehr eckige Bewegungen und ein unintereſſantes Geſicht von jener etwas langweiligen Regelmäßigkeit, die nichts Unſympathiſches hat, aber auch nichts, was die Aufmerkſamkeit beſonders auf ſich ziehen könnte. Nur auffällig ſchönes, rotblondes Haar hatte ſie, das ſich loſe und leicht um ihre Stirne legte.

Still und ſchweigſam war ſie vom erſten Tage an, und ihr Weſen war noch weniger beſtechend als ihr Äußeres. Sie war weder muſikaliſch noch ſonſt nach irgendeiner Seite hin hervorragend be-

gabt. Ihre Gleichgültigkeit gegen Musik wirkte sogar in der ersten Zeit beinahe unangenehm. Nicht, daß wir musikalische Fertigkeiten oder Neigungen bei ihr vorausgesetzt oder erwartet hätten, aber ihr wißt, wie musikliebend meine Frau ist, und Ellinors Teilnahmlosigkeit, wenn meine Frau abends zur Laute sang, hatte beinahe etwas Beleidigendes. Im übrigen lebte sie still neben uns hin. Sie sprach nicht viel, aber was sie sagte, schien sorgfältig überlegt und war von einer ruhigen Gefaßtheit und merkwürdigen Gebundenheit, als überlege sie stets sorgfältig vorher, was sie sagen wolle und spare absichtlich jedes überflüssige Wort.

Zuweilen des Abends, wenn wir drei bei der Lampe saßen und lasen, oder uns unterhielten, überraschte es mich, sie still über ihr Buch hinweg vor sich hinblicken zu sehen, mit einem merkwürdigen Ausdruck, der mich jedesmal wieder an eine Darstellerin der „Frau vom Meere" erinnerte, die ich einmal gesehen: so ein Versunkensein in sich selbst und in innere Gesichte, ein leises Grauen vor etwas Kommendem, Unnennbarem lag darin. Ich nahm das durchaus nicht tragisch etwa, ich scherzte sogar einmal darüber, unbefangen und heiter, ohne darüber nachzudenken, ob ich sie dadurch verletzen könne, mit jener Unachtsamkeit und robusten Gleichgültigkeit, die uns in glücklichen Stunden eigen sein kann, in denen

wir ganz von uns selbst erfüllt sind, und so leicht meinen, daß jeder andere dann fühlen und empfinden müsse wie wir selbst.

Meine Worte hatten eine unerwartete Wirkung. Ellinor erblaßte, biß sich auf die Lippen und geriet in eine Verwirrung, die um so auffallender wirkte, als sie sonst die Ruhe und Selbstbeherrschung selbst war. Sie verließ das Zimmer, ein schmerzliches Lächeln auf den Lippen, und ich hütete mich in Zukunft, ihr wieder zu nahe zu treten. Der Winter verging mir in ruhiger Arbeit an meinen Bildern, und als der Frühling kam, erkrankte Ellinor. Es schien eine Bronchitis zu sein. Ein hartnäckiger Husten begann sie zu quälen, und der Arzt empfahl ihr, nachdem das Fieber nachließ und sie wieder aufstehen konnte, eine Luftveränderung.

Ellinor verließ uns. Erst beim Abschied merkten wir, wie fest wir uns doch während der Zeit unseres Zusammenseins aneinandergeschlossen hatten. Meiner Frau standen die Tränen in den Augen, als sie ging, und als der Wagen davonrollte, der sie zum Bahnhof brachte, blieben wir in jener eigentümlich befangenen Stimmung zurück, in der man das Gefühl hat, daß etwas geschehen ist, was folgenschwerer ist, als wir zur Zeit übersehen können.

Lange Zeit hörten wir nichts mehr von Ellinor. Ein paar Briefe und später flüchtig geschriebene An-

sichtskarten meldeten uns, daß sie sich in der Schweiz aufhalte. Dann blieben die Nachrichten von ihr aus, und unsere Verbindung schien für immer zerschnitten zu sein.

Es mochten ein und ein halbes Jahr vergangen sein, als unerwarteterweise ein Brief von ihr eintraf, der die Zeit unseres früheren Zusammenseins wieder lebhafter in die Erinnerung zurückrief und uns doch zugleich mit Besorgnis um sie erfüllte.

Ellinor schrieb aus einem bekannten Luftkurorte der Schweiz und bat mich, wenn es mir irgend möglich sei, sie auf einen Tag zu besuchen. Sie habe einige Bestimmungen über ihren Nachlaß zu treffen, die bei ihrer schwer angegriffenen Gesundheit keinen Aufschub ertrügen.

Wir waren im höchsten Grade bestürzt über diesen Brief, der mit der Ruhe und Gelassenheit, die ihr immer eigen gewesen war, abgefaßt und, wie es schien, der Pflegerin diktiert war. Wenigstens war es Ellinors Handschrift nicht, die der Brief trug.

Es mußte uns auffallen, daß meine Frau in dem Briefe nur leichthin erwähnt war. Kaum ein Gruß an sie, geschweige denn eine Bitte, oder ein Wunsch, sie noch einmal sehen zu können. Wir erklärten uns das damit, daß Ellinor, in Sorge um ihre Angelegenheiten, nur an meine Hilfe gedacht hatte. Meine Frau wäre selbstverständlich trotzdem mit mir gereist,

wenn sie sich zu der Zeit auf länger von den Kindern hätte entfernen dürfen. So fuhr ich allein und kam am folgenden Abend an meinem Ziele an. Trotz der Müdigkeit und Abspannung, die mich erfüllten, ging ich doch an demselben Abend, Ellinor zu suchen.

Sie lag in einem Balkonzimmer, durch dessen offenstehende Türen der Nachtwind hereindrang, der bei meinem Eintritt die geschlossenen weißen Vorhänge wie ein paar beschwörend erhobener Arme in die Stube trieb.

Als ich auf Zehenspitzen an das Ruhebett trat, auf das man die Kranke gebettet hatte, ging mir ein Schrecken durch die tiefste Seele. Die Backen mit hektischer Röte bedeckt — scharf von der Leichenblässe des übrigen Gesichts abstechend, lag die Arme, ausgezehrt und mager wie ein Skelett, in den Kissen, die Augen in fieberischem Glanze schimmernd.

Selbstverständlich verbarg ich meine Bestürzung, so gut ich es vermochte, lächelte unbefangen und fragte mit vorsichtigen Worten nach ihrem Befinden und ihren Wünschen.

Es waren die kleinen Sorgen um das, was sie hinterlassen, die Sterbenden zuweilen so außerordentlich wichtig erscheinen. Ich versuchte, Ellinor den Gedanken an den nahen Tod auszureden, versprach ihr aber zu ihrer Beruhigung, ihre Wünsche auf jeden Fall gewissenhaft zu erfüllen.

Sie sprach mit eigentümlich klangloser, heiserer Stimme. Es tat einem in der Seele weh, sie sprechen zu hören. Es war, als wenn in einer Geige der Stimmstock gefallen ist und der Ton nun ohne Fülle und Kraft wie gebrochen und halb erstickt durch die Luft schwirrt.

Das wenige, was die Kranke zu ordnen hatte, war bald von mir zu Papier gebracht. Irgendein nennenswertes Vermögen besaß Ellinor nicht. Es handelte sich nur um die Verteilung einiger kleinerer Geldsummen an entfernte Verwandte und die Bestimmungen über ihre Bestattung.

Dann trat in unserem Gespräch plötzlich eine Pause ein, eine beklemmende, unruhige Pause, in der meine Gedanken wie gelähmt waren. Mir fiel nicht das geringste ein, was ich zur Aufheiterung der Kranken hätte sagen können — wahrscheinlich, weil ich mich innerlich fieberisch damit quälte, etwas Unverfängliches, Harmloses, Alltägliches zu finden ... Denn es lag etwas zwischen uns, etwas Unausgesprochenes, das wir beide fühlten, und das uns in seinem Banne hielt.

Da begann Ellinor plötzlich von der Zeit zu sprechen, da sie bei uns im Hause gewesen sei. Sie schien, als sie schwieg, ganz in ihre Erinnerungen versunken zu sein. Plötzlich aber fragte sie: „War Ihre Frau einverstanden — daß Sie zu mir herüberfuhren?"

Ich antwortete ihr mit leisem Befremden, daß meine Frau mich gebeten habe, so schnell wie möglich zu fahren.

„Ah!“ sagte sie, und fuhr so ruhig fort, wie ich es jetzt wiedergebe, — „dann ahnt sie nicht, daß ich Sie liebe!“

„Was sagen Sie!“ unterbrach ich sie, von einem tiefen Schrecken erfüllt.

„Sie wissen doch, daß ich Sie liebe, immer geliebt habe?“ fuhr sie unbeirrt fort, „Sie müssen es wissen!“

„Nein, bei Gott, das wußte ich nicht!“ stammelte ich.

„Nun,“ sagte sie, und jedes ihrer Worte hat sich tief in mir eingeprägt, „Sie sollten es wissen seit dem Tage, an dem ich meinen Platz bei Tische wechselte, um nicht mehr so nahe bei Ihnen sitzen zu müssen, — weil ich Ihre allzugroße Nähe nicht mehr ertrug... Ich wollte Ihren Frieden, den Frieden Ihres Hauses nicht stören, ... darum bin ich fortgegangen, ohne ein Wort zu verraten und habe Sie Ihrem Glück überlassen. Ich glaubte, daß ich es überwinden würde, ... aber es war stärker als ich. Es ist nie still geworden hier drinnen ... Seit einigen Wochen empfand ich ein quälendes Verlangen, Sie noch einmal wiederzusehen, Ihnen zu sagen, daß ich Sie liebe ... Mitunter, in stillen Stunden, wenn ich an die Zeit zurückdachte, die ich in Ihrem Hause verlebt

habe, habe ich mir eingebildet, daß auch Sie mich liebten . . ."

Ich war im tiefsten erschüttert. Es fiel mir wie Schuppen von den Augen. Darum ihr stilles, zurückgezogenes Wesen, ihre kleinen Launen und schweigsamen Verstimmungen.

Was sollte ich tun? Sollte ich ihr gestehen: Sie täuschen sich, Ellinor! Mit keiner Faser meiner Seele habe ich je in Liebe an Sie gedacht?

Ich konnte es nicht. Warum den Traum einer Sterbenden, der das Leben wenig genug geboten hatte, im letzten Augenblicke noch mit Bitterkeit erfüllen?

Leise nahm ich ihre Hand, die wie Feuer in der meinen brannte.

„Ellinor", sagte ich leise.

„Ja," flüsterte sie, „nenne mich bei meinem Namen! Ich bin ja die Deine."

Ich streichelte die Hand, die so welk und matt wie die einer Sterbenden und so heiß von der Glut des Fiebers war, das in ihren Adern brannte.

„Ah, ich habe es immer geahnt, daß auch du mich liebst", flüsterte sie lächelnd, schon halb verklärt.

Sie starb noch in derselben Nacht.

Als sie hinüber war, brach eben der Tag an. Er kam mit jenem glühenden Rot, das wie ein Abglanz der Liebe ist, zu der die Scheidenden eingehen."

Als Talenhorſt geendet hatte, blieb es eine Zeit lang ſtill. Endlich fragte Paul, mehr um ſich von der Laſt der Stimmung zu befreien, die ſich auf uns gelegt hatte, als aus Neugier: „Haſt du kein Bild von der Toten?“

Talenhorſt ſchüttelte den Kopf. „Ich könnte ſie malen, ſo deutlich ſteht ſie noch in meiner Erinnerung“, ſagte er, verſonnen vor ſich hinblickend. „Aber ihre Züge haben nichts beſonders Anziehendes, ich müßte denn die Kraft haben, das Gedrückte, Herbe, hoffnungslos Sehnende, In-ſich-verſchloſſene malen zu können, das hinter der Maske ihrer äußeren Ruhe lebendig war. Vielleicht erlange ich einmal die innerliche Reife, die dazu nötig wäre . . .“

OKTOBER

DIE DREI BRŰDER

Jan war der älteſte, und wenn der Abſtand an Jahren zwiſchen ihm und ſeinen Brüdern auch nur gering war, ſo achteten die beiden anderen das, was er ſagte, in ſtiller Gewohnheit, die noch aus ihren Knabenjahren ſtammte. Aber man kann nicht ſagen, daß er das Vorrecht, das er dadurch gewiſſermaßen genoß, irgendwie ausgenutzt hätte. Im Gegenteil, er war vielleicht der Nachgiebigſte der drei und immer bereit, was ſeine Brüder vorſchlugen oder anregten, anzuerkennen und mit allem zufrieden zu ſein, was ſie für gut hielten.

Jan war von zartem Körperbau und ſo ſchmalſchulterig wie ſeine Brüder, aber ein wenig größer als ſie und ſchon völlig ergraut. Aus ſeinem ſchmalen, von dem ewigen Stubenhocken blaſſen und eingetrockneten Geſicht blickten ein paar freundliche und gutmütige Augen, und der Kranz der weißen Locken über der ſchmalen, von Falten durchfurchten Stirn gab ſeinem bartloſen Geſicht etwas Matronenhaftes. Dieſen Eindruck verſtärkte die kraftloſe Stimme, die ſich faſt immer in den höchſten Fiſteltönen bewegte.

Die beiden jüngeren Brüder waren Zwillinge. Sie waren kleiner als Jan und weniger hübſch, aber blauäugig wie er und von einer Zuneigung zueinander erfüllt, durch die ſie in ihren Geſprächen zu-

weilen wie Kinder erſchienen. Ihres Zeichens waren alle drei Uhrmacher, betrieben ihr Gewerbe ſeit langen Jahren ſelbſtändig, hockten den ganzen Tag in dem Hinterſtübchen ihres Hauſes am Ohlmeyersgang nahe der Pickbalge und kamen wenig unter Menſchen. Sie arbeiteten und baſtelten in ihrer Werkſtatt beinahe mehr zu ihrem Vergnügen, als zu ihrem Unterhalt. Sie hatten die Zinſen eines kleinen Kapitals zu verzehren, die gerade hinreichten, um drei ſo anſpruchsloſe Menſchen wie ſie vor Entbehrungen zu ſchützen, und was ſie mit ihrem Beruf dazu verdienten, war kaum mehr als eine beſcheidene Zugabe.

So hatten ſie Jahrzehnte hindurch ſtill und ohne irgendwelche Aufregungen nebeneinander dahingelebt, als eines Tages die alte Mutter ſtarb, die bis dahin den kleinen Haushalt verſehen hatte.

Die Brüder waren von dem Verluſt, der ſie betroffen hatte, anfänglich wie gelähmt. Wenn ſie ſich auch im ſtillen zuweilen geſagt hatten, daß die Zeit nicht mehr fern ſein könne, wo die Mutter ſie verlaſſen werde, ſo hatten ſie doch dieſen Gedanken immer wieder von ſich gewieſen, ſo oft er aufgetaucht war. Und als das Unglück dann eines Tages plötzlich eintrat, ſtanden ſie wie drei unmündige Kinder und wußten nicht, was ſie beginnen ſollten, und wie ſich die Zukunft geſtalten möchte.

Nachdem der erſte Schmerz um die Greiſin und

der Tag der Beerdigung vorüber war, versuchten sie ihr Leben wieder so aufzunehmen, wie sie es gewohnt waren zu leben. Sie standen morgens zur gewohnten Zeit auf, tranken ihren dünnen Kaffee, lasen die Zeitung dabei, deren Blätter sie unter sich auswechselten, und begaben sich an ihre gewohnte Arbeit in der Werkstatt.

Mittags behalfen sie sich, so gut es gehen wollte. Außer dem Hause zu speisen, konnten sie sich nicht entschließen, und eine Bedienung ins Haus zu nehmen, wäre ihnen wunderlich vorgekommen. Sie hätten sich nie an eine fremde Person gewöhnen können und erörterten den Gedanken nicht einmal ernsthaft.

So empfand keiner etwas Ungewöhnliches dabei, als der älteste sich entschloß, die notwendigen Hausarbeiten auf sich zu nehmen, und das Leben der drei, die auf der ganzen Nachbarschaft längst als Sonderlinge verschrieen waren, hätte seinen gewohnten Fortgang genommen, wenn Jan nicht eines Tages unvermutet von einer länger dauernden Erkrankung heimgesucht worden wäre. Die beiden jüngeren verbrachten die Tage, die nun kamen, mit heimlichen Seufzern und banger Besorgnis um den Erkrankten, der in seinem Leben noch nicht bettlägerig gewesen war und darum eine doppeltschwere Sorge auf die Schultern seiner Brüder lud.

Glücklicherweise erwiesen sich die Befürchtungen

und heimlichen Sorgen der Brüder als grundlos. Trotzdem man keinen Arzt gebraucht hatte, wozu man sich ebensosehr aus Gründen der Sparsamkeit als aus einem Gefühl des Mißtrauens allen fremden Menschen gegenüber nur schwer entschlossen hätte, stieg Jan nach etwa vierzehn Tagen zum erstenmal wieder die Treppe in dem kleinen Hause herab, die von den Kammern oben im Hause zu den unteren Zimmern führte.

Empfindlich und gereizt von dem langen Liegen in der engen Kammer und der Ungeduld, die ihn ergriffen hatte, wieder an seine gewohnte Beschäftigung zu kommen, schlug er die Hände über dem Kopfe zusammen, als er die Unordnung gewahrte, die in der Zeit seiner Krankheit im Hause entstanden war. Am schlimmsten sah es in der Küche aus. Kaum ein Stück fand sich an seinem richtigen Platz. Alle Schüsseln waren in Benutzung genommen, ohne wieder gehörig gesäubert zu sein. Die Fußböden waren unsauber, die Zimmer in Unordnung, und auf den polierten alten Möbeln lag der Staub in feiner grauer Schicht.

Es gab wirklich eine Art Auftritt. Der Kranke, noch schwach vom Fieber, erregt und aufs höchste gereizt, schalt die Brüder wie ein paar Schulbuben aus, wobei ihm seine Fistelstimme mehr als einmal den Dienst versagte. Unter hastig hervorgestoßenen

Worten wollte er sich sofort an die Reinigung machen, brach aber in einem Schwächeanfall dabei zusammen und mußte aufs Sofa getragen werden, wo er sich langsam erholte, aber den ganzen Tag in einer gedrückten, unglücklichen Stimmung verblieb, die sich auch dann nicht besserte, als die beiden anderen voll Eifer und Ungeschick sich daran machten, das Versäumte einigermaßen wieder gutzumachen. Aber der Kranke merkte bald, daß der Mangel an Übung und Geschicklichkeit ihnen dabei mehr im Wege stand, als ihr guter Wille zu erreichen vermochte.

Dieser Vorfall wurde die Veranlassung, daß man sich an eine entfernte Verwandte erinnerte, die Tochter einer verstorbenen Kusine der drei, die in einem Landstädtchen bei einem alten Herrn den Haushalt führte und vielleicht zu bewegen war, in die Stadt zu übersiedeln und die Sorge um das Wohl des verwaisten Hauses zu übernehmen.

Noch an demselben Abend ging man daran, einen Brief an sie zu entwerfen, geriet in Meinungsverschiedenheiten über die zu wählenden Worte und entschloß sich endlich, die Abfassung dem Ältesten zu überlassen, der während der Nacht, die er schlaflos zubrachte, darüber mit sich zu Rate ging. Am andern Abend ging der Brief nach mannigfacher Überarbeitung endlich ab, und die Brüder warteten täglich auf Antwort, die länger und immer länger ausblieb, so daß

man in Zweifel geriet, ob Annette den Brief erhalten habe, oder ob sie vielleicht erkrankt oder sonstwie verhindert sei, zu antworten. Man überlegte hin und her, was in einer solchen Lage zu tun sei, ob man schicklicherweise die Anfrage wiederholen könne, oder besser endgültig verzichte.

Die Frage schien ihnen schwer zu entscheiden, da die drei ihre junge Verwandte nur ein einziges Mal vor Jahren, als sie noch ein Kind gewesen, gesehen hatten, als sie einmal zum Besuch in der Stadt gewesen war. Es war wirklich nicht zu wissen, wie der Brief von ihr aufgenommen worden war.

Allerlei Möglichkeiten tauchten vor den Augen der drei auf. Vielleicht war sie zu stolz, eine Stellung als Haushälterin in dem Hause der Brüder anzunehmen? Oder sie war vielleicht so gebunden, daß sie nicht daran denken konnte, ihren Platz zu wechseln? Liebte sie vielleicht die enge Stadt nicht? Ach, es gab so viele Möglichkeiten, daß es kein Wunder war, wenn man die Hoffnung, das Haus bald wieder in treuen Händen zu wissen, mit jedem Tage mehr und mehr verlor. So verging eine Woche nach der andern, ohne daß Annette sich gemeldet oder ein Lebenszeichen gegeben hätte, und eine stille Verstimmung und die Qual des Ungewissen bedrückte die drei mehr, als es eine Absage vermocht hätte.

Als immer noch keine Nachricht eintraf, begann

man ſich zu fragen, ob man es nicht doch einmal mit einer Fremden verſuchen wolle. Da traf eines Tages ſtatt eines Briefes Annette ſelber ein.

Die Brüder trauten ihren Augen nicht. Überraſcht, verlegen und hilflos ſtanden ſie da, wußten nicht, was ſie tun noch reden ſollten, und ſperrten Mund und Augen auf.

„Es iſt eine große Überraſchung, die du uns bereiteſt, ſagte Jan, der älteſte, eine unglaubliche Überraſchung! Aber es freut uns wirklich außerordentlich, ganz außerordentlich muß ich ſagen, daß du gekommen biſt.“

„Ja, außerordentlich, ganz außerordentlich!“ wiederholten die beiden Brüder und ſtrichen ſich gezwungen lächelnd mit den Händen über die blauen Werkſchürzen, die ſie trugen.

„Natürlich wollte ich euch ſchreiben. Aber ich wußte nicht, wie ich daran war. Und als ich endlich Gewißheit hatte und abreiſen konnte, bin ich lieber gleich ſelbſt gekommen!“ ſagte Annette und reichte einem nach dem andern freundlich lächelnd die Hand.

Nach der Begrüßung machte man ſich daran, ihr ein Zimmer im oberen Stock einzuräumen und überbot ſich gegenſeitig in Bereitwilligkeit, ihr behilflich zu ſein. Man trug ihre Koffer nach oben, ſetzte ihr die Möbel nach ihrem Wunſche, und Jan, der das Hausweſen in einigermaßen ſauberem Zuſtande über-

liefern wollte, machte sich daran, heimlich in der Küche nach dem Rechten zu sehen, damit Annette einen guten Eindruck bekomme, wenn sie nachher herunterkam.

Mit Annettes Einzug begann eine neue Zeit für die drei Brüder. Sie empfanden die stille Geschäftigkeit und Anmut ihres Wesens mit dankbarer Freude und fühlten sich in Annettes Gesellschaft als die Glücklichsten unter der Sonne. Das junge Mädchen, lebenslustig und munter, von natürlicher Frische und Schalkhaftigkeit, sprudelnd von Frohsinn und Laune, erfüllte das Haus mit Geschwätz und hurtiger Geschäftigkeit. Zum erstenmal seit langen Jahren hörte man die Türen wieder lauter ins Schloß fallen, hörte aus irgendeinem Zimmer plötzlich ein Lied erklingen, und die drei Brüder, die bisher eingesponnen und still wie Hamster in ihrem Bau gelebt hatten, schienen wie aus langem Winterschlafe erwacht und in einen heiteren Frühling versetzt zu sein.

Dabei erwiesen sie Annette jede Hilfe, die sie nur zu ersinnen und zu leisten vermochten, und ein uneingestandener Wetteifer, ihr jeden möglichen Gefallen zu erzeigen, ihr alle Wünsche von den Augen abzulesen, scheuchte sie aus ihrer bisherigen Ruhe und machte sie seelenfrisch und rührig wie Knaben.

Sie wurde nicht anders wie „unsere Annette" genannt und fühlte sich nach wenigen Wochen im Hause

so heimisch, als habe sie Zeit ihres Lebens zur Familie gehört. Dabei wußte sie, ohne bewußte Absicht, sich den dreien bald unentbehrlich zu machen. Sie stopfte ihnen die Pfeifen, die sie nach Feierabend rauchten, bereitete ihnen an kalten Winterabenden nach dem Abendessen den Teepunsch, wie sie ihn gern tranken, und schien sich zwischen dem alten Hausrat der Brüder bald so wohl zu fühlen, als habe sie, die mutterlose Waise, hier am Ohlmeyersgang endlich ihre wahre Heimat gefunden.

Nachdem sie in der ersten Zeit das Haus nur selten, höchstens zu den täglichen Einkäufen, verlassen, begann sie, sobald das Frühjahr gekommen war, häufiger auszugehen. Besonders in den Abendstunden, wenn sich die Brüder an ihre Kartenpartie gesetzt hatten, die sie seit langen Jahren zweimal in der Woche mit regelmäßiger Pünktlichkeit begannen, ging sie zu ihrem Vergnügen aus und blieb bald auch länger aus. Es war ihr ja gewiß nicht übelzunehmen, und keiner der Brüder dachte im geringsten daran, sie zu bitten, bei ihnen zu bleiben. Nein, es war so gesund, in der frischen Luft spazieren zu gehen, und wer so jung war wie Annette, dem war es nicht zu verdenken, wenn er es tat.

Wenn sie von diesen Ausgängen heimkam, legte sie draußen Hut und Mantel ab, trat mit freundlichem Lächeln wieder ein, erkundigte sich, wer denn

diesmal die meisten Partien gewonnen habe, und machte sich daran, die Teegläser abzuräumen und die Karten wieder an ihren Platz zu legen.

Eine Viertelstunde später lag dann das ganze Haus gewöhnlich in tiefem Schlaf.

Dieses Leben, das regelmäßig und pünklich wie eine der Uhren im Hinterstübchen der drei Brüder ablief, gleichmäßig und ruhig, ohne Aufregungen und Zwischenfälle, Stockungen und Hemmungen, erlitt aber plötzlich gegen Ende des Sommers hin, als Annette bereits ungefähr ein Jahr in dem Hause der Brüder gewesen war, eine arge Erschütterung.

Es war an einem Abend im September. Die Fenster im Wohnzimmer standen offen, so daß man von der Straße das Lärmen der spielenden Kinder hereindringen hörte, und Annette saß, mit einer Nadelarbeit beschäftigt, auf ihrem gewohnten Platz hinter dem kleinen Nähtischchen.

Alfred saß nicht weit von ihr mit der Zeitung und las. Jan und Oskar waren noch in der Werkstätte beschäftigt, die Borte, die an der Wand entlang lief, abzustäuben, eine Arbeit, die zweimal wöchentlich nach Feierabend erledigt wurde und regelmäßig abwechselnd von zweien verrichtet wurde, weil sich drei dabei in dem engen Zimmer nur im Wege gestanden hätten.

Annette seufzte über ihrer Arbeit plötzlich tief auf,

und Alfred warf einen verwunderten Blick zu ihr hinüber. „Nun," ſagte er, „fehlt dir etwas, mein Kind?"

„Nein, nein!" antwortete ſie haſtig, lächelte gezwungen und beugte ſich wieder über ihre Arbeit. Aber die Brüder hatten in der letzten Zeit häufiger bemerkt, daß Annette weniger fröhlich war als früher, und ſo drang Alfred in ſie, ſich doch lieber auszuſprechen, wenn ſie irgendeinen Kummer habe. Sie könne doch gewiß ſein, daß man alles tun würde—

„Nein, nein! Es iſt wirklich nichts, Onkel Alfred", unterbrach ſie ihn lebhaft und, wie es ſchien, ein wenig beunruhigt.

„Nun, nun," fuhr er fort, und drohte lächelnd mit dem Finger, „wenn es nicht gerade Liebeskummer iſt, für den wir kein Mittel haben,—über alle anderen Dinge ließe ſich ja doch am Ende reden, nicht wahr?"

Sie ſah ihn aus großen Augen an, merkte, daß er nur geſcherzt hatte, ohne eine Ahnung von dem zu haben, was ſie heimlich bewegte, und verſuchte darum den Schreck, den ſie empfunden, hinter einem Lächeln zu verbergen.

„Ach," ſagte ſie, „auf was für Gedanken du kommſt."

„Nun, ein junges Mädchen in deinen Jahren! Das wäre doch kein Wunder!"

Er ſchlug das ſo heraus, als ſei das für ihn wirk-

lich der selbstverständlichste Gedanke der Welt. Aber bisher hatte keiner der Brüder jemals ernsthaft an eine solche Möglichkeit gedacht, und wenn er gefragt worden wäre, hätte er selbst nicht sagen können, wie er mit einem Male darauf gekommen war!

Als in diesem Augenblick auch die beiden anderen in die Stube traten, nach ihren Pfeifen langten und den Tabakskasten aus Mahagoniholz zurechtrückten, lächelte Alfred sie an: „Wißt ihr das Neueste? Annette hat Liebeskummer."

Im Leben der drei hatte die Liebe niemals eine Rolle gespielt. Sie waren alt geworden, ohne je jung gewesen zu sein. Der Gedanke, sich von den andern zu trennen und einen eigenen Hausstand zu gründen, wäre ihnen so abenteuerlich vorgekommen, daß ihn keiner je ernst erwogen hatte, und eine Leidenschaft, wenn sie jemals in einem von ihnen erwacht wäre, hätte in ihrem Leben so wenig Platz gefunden, daß sie in dem Gedankenkreise dieses Hauses erstickt wäre wie eine Pflanze, die in einem dunklen Hinterzimmer ohne Luft und Licht gedeihen soll. Die Liebe war ein Ding, das im bürgerlichen Leben zu Ehen führte und in zweifelhaften Romanen und den Geschichten im Sonntagsblättchen eine mehr als märchenhafte Rolle spielte. Aber was wollte die Liebe in dem stillen Hause der drei Brüder?

„Potztausend!" sagte Jan, den Scherz als Scherz

begreifend, „Liebeskummer! Sieh mal an! Unsere Annette! Nein, so etwas!"

Und Oskar, der in seinem Wuchs etwas verkrüppelte Jüngste, schüttelte lachend seinen greisenhaften Kopf. „Liebeskummer! Großartig, Annette! Da mußt du uns einmal genau sagen, wie dir zumute ist. Aber ganz genau! Nichts auslassen dabei!" Und er lachte von neuem.

„Ja, ja, ja", stimmten ihm die beiden andern zu. „Das ist eine Idee! Also, erzähle mal!"

Damit rückten sie ihre Stühle näher an Annettes Platz, bliesen den Rauch ihrer Pfeifen von sich und wiederholten: „Also, Annette, wir sind so gespannt!"

Da geschah etwas Unerwartetes. Annette stand auf, legte hastig ihre Näharbeit zusammen und verließ, ohne ein Wort, mit Tränen kämpfend, das Zimmer.

In dumpfem Nichtverstehen blieben die drei sitzen, sahen sich mit betroffenen Mienen an, schüttelten einer nach dem andern den Kopf, standen auf, als müßten sie ihr nacheilen, blieben wieder stehen und blickten in ratloser Hilflosigkeit von einem auf den andern.

„Ja, was ist denn bloß mit dem Kinde los?" fragte Oskar ebenso betroffen und verwundert wie seine Brüder.

„Versteht ihr denn das? Sollte ich wirklich recht gehabt haben?" meinte Alfred flüsternd.

„Wieſo?“ fragte Jan und zog die Stirn kraus.

„Nun,“ ſagte Alfred, „viele, die Liebeskummer haben, die — die ſind dann ſo!“

Atemlos horchte man, ob nichts von Annette zu vernehmen ſei, die die Treppe hinaufgeſtiegen und in ihr Zimmer gegangen war.

Aber oben blieb alles ſtill. Beklommen und verlegen ſahen ſich die drei an, ohne zu wiſſen, was ſie beginnen ſollten.

„Ich glaube, ich gehe einmal hinauf und rede mit ihr“, ſagte Jan. „Mein Gott, ſie braucht doch ein Wort nicht gleich ſo krumm zu nehmen.“

„Nicht wahr, das braucht ſie doch wirklich nicht“, pflichteten ihm die Brüder bei.

Lauſchend blieben ſie unten ſtehen, als Jan langſam die Treppe hinaufſtieg, die bei jedem Schritte knackte und ſtöhnte, als ſeufze ſie über das, was geſchehen war.

Leiſe pochte Jan oben an. Aber er bekam keine Antwort.

„Annette! Aber Kind! Sei doch vernünftig! Was iſt denn bloß geſchehen?“

Keine Antwort.

„Es iſt uns ja furchtbar leid, dich mit unſeren dummen Reden gekränkt zu haben. Es iſt ſo gut, als wenn es nie geſagt wäre. Wir meinen ja doch nicht im Ernſt, daß du Liebeskummer haſt? Glaube doch nur das nicht!“

Keine Antwort. Aber das Schluchzen Annettes, die sich eingeschlossen hatte, klang jetzt deutlich auch zu den Lauschern unten an der Treppe hinunter.

„Annette, um Gottes willen, weine doch nicht!" bat Jan und faßte an den Türgriff. Aber die Tür war verschlossen, und eine Antwort bekam er nicht.

Ratlos tappte er zuletzt leise die Treppe wieder hinab.

„Ja, was sagt ihr bloß?" fragte er flüsternd und sah seine Brüder in wortloser Verzweiflung an.

„Wir müssen ihr Zeit lassen", tröstete Alfred. „Wenn sie sich ein wenig beruhigt hat, wird sie einsehen, daß sie uns Unrecht tut!"

„Das weiß Gott", antworteten die beiden anderen und kehrten bekümmert und kopfschüttelnd in die Stube zurück, setzten sich auf ihre gewohnten Plätze und lauschten, ob nicht irgendeine Tür ginge oder Annettes Schritt zu vernehmen sei. Aber alles blieb still wie zuvor.

„Wir haben sie beleidigt," sagte Jan endlich in das dumpfe Schweigen, „das ist sicher. Wenn sie nun unser Haus verläßt?"

Der Gedanke fiel mit lähmender Wucht in die Stille.

„Um Gottes willen!" sagte Oskar.

„Rede nicht so!" bat Alfred.

„Nun, wir wollen nicht hoffen, daß es dazu kommt",

ſagte Jan und wiegte ſeinen grauen Kopf, in dem die Augen eines Kindes ſaßen. „Aber es iſt nicht unmöglich, daß es einmal dazu kommt. Wir müſſen bedenken, daß Annette vielleicht wirklich eines Tages heiratet und dann — ja — dann iſt das Unglück da.“

„Heiratet!“ wiederholten die beiden andern und ſahen Jan an, als ſei es unmöglich, dieſen Gedanken zu erwägen.

„Wenigſtens müſſen wir damit rechnen“, fuhr Jan, von ſeinen eigenen Worten etwas verwirrt, leiſe fort. „Sie iſt jung, hübſch — nicht wahr, das muß man ſagen, daß ſie hübſch iſt“, entſchuldigte er ſich und errötete, — und da kommt ſo etwas leicht. Sie ſteht allein in der Welt, und wenn ſie auch uns hat — man weiß, wie ſo etwas zuweilen geht.“

Es dauerte eine Weile, bis er weiterſprach. Die beiden anderen verharrten wärenddes in lautloſem Schweigen.

„Da wäre es doch eigentlich am einfachſten – ich meine wirklich, daß es das Naheliegendſte wäre“ —

Jan ſtockte und ſtrich mit der Hand über die Tiſchplatte, als müſſe er etwas wegräumen, ehe er weiterſprechen könne.

„Nun?“ fragten ſeine Brüder und ſahen ihn geſpannt und erwartungsvoll an.

„Ich meine, wenn einer von uns ſich entſchlöſſe, Annette zu heiraten.“

Es war so still wie in einer Kirche, als er schwieg und auf Antwort wartete.

„Nun," fragte er nach einer Pause, während der ihn seine Brüder in namenlosem Erstaunen angeblickt hatten, als sähen sie eine Erscheinung, „was meint ihr?"

„Ja – aber – ich weiß nicht – hast du denn die Absicht?" fragte Alfred.

„Ich? Das ist eine Frage — natürlich, wenn sich von euch keiner entschließen könnte — — Aber mich nimmt sie wohl doch nicht. Ich bin mittlerweile wirklich wohl etwas zu alt geworden zum Heiraten."

„Hm!" sagten die beiden andern und sahen vor sich nieder. Ja — wer sollte es denn sein? dachten sie beide gleichzeitig und wußten nicht, was sie antworten sollten.

„Ich für meinen Teil" — begann Alfred endlich stotternd und ohne mit seinen Worten zurechtzukommen, „ich will den Gedanken nicht ganz von mir weisen, wenn ihr meint — nun, wie gesagt, man müßte alles sorgfältig überlegen." —

„Das meine ich auch", bestätigte Oskar. Natürlich müssen wir einen übereilten Schritt auf jeden Fall vermeiden. Das rächt sich immer", setzte er mit weiser Miene hinzu, stützte die Ellenbogen auf die Knie und sah wieder gedankenvoll vor sich nieder.

„Am leichtesten würde ja natürlich die Frage zu

entſcheiden ſein, wenn wir annehmen könnten, daß ſie einen von uns den andern vorziehen würde", begann Jan wieder. „Vielleicht könnt ihr euch auf etwas beſinnen, woraus man beſtimmte Schlüſſe ziehen könnte?"

Die beiden anderen dachten nach. Aber es wollte ihnen nichts Rechtes einfallen, und von neuem entſtand eine verlegene Pauſe.

„Biſt du vielleicht ſelbſt in der Lage?" wandte ſich Oskar zuletzt etwas gereizt an Jan.

„O von mir kann wirklich am wenigſten die Rede ſein", antwortete er und ſtrich ſich mit der ſchlanken Hand über Stirn und Augen. „Nach meinem Empfinden kann es ſich nur um einen von euch handeln. Wenn ihr allerdings wirklich meint, daß es für mich noch nicht zu ſpät wäre? — Aber wie ihr meint!"

— Er räuſperte ſich verlegen, als ihm keiner zu Hilfe kam, und begann die Stille, die ſeinen Worten gefolgt war, durch haſtiges Weiterreden wieder zu verſcheuchen. „Sie iſt ja gut 30 Jahre jünger als ich, und darum würde ich es ja lieber ſehen, wenn einer von euch beiden ſich entſchließen könnte. Gott ja, reichlich alt zum Heiraten ſind wir ja vielleicht alle drei. Aber wie die Dinge nun einmal liegen, nicht wahr? Ich meine doch, daß es ſo am beſten wäre."

„Nun," ſagte Alfred, „was fragen wir da länger? Du biſt der Älteſte!"

„Eigentlich wäre in diesem Falle der Jüngste der Nächste!“ wiederholte Jan, und beide sahen auf Oskar.

„Nun,“ sagte der, „wenn ihr durchaus der Meinung seid“—

Man verabredete, daß Oskar bei erster Gelegenheit um sie werben solle, damit die Sache ins reine komme, und daß er dann — wenn er Glück bei ihr gehabt habe — schon zum Winter werde heiraten können.

* * *

Am andern Morgen schien alles wieder in sein gewohntes Geleise zurückgekehrt zu sein, wenn Annette auch stiller war als sonst und jedes überflüssige Wort vermied. Die Brüder hüteten sich wohl, das Gespräch auf den Vorfall vom gestrigen Abend zu bringen. Jeder tat, als wäre nichts Besonderes vorgefallen, und vielleicht wäre die Erinnerung an den Abend bereits nach einigen Tagen verblaßt und vergessen hinabgetaucht in die graue Flut der gleichmäßig verrinnenden Tage dieses Hauses, wenn nicht der Entschluß der Brüder und die Aufgabe des Jüngsten die Erinnerung daran wach erhalten hätte.

Oskar war in tödlicher Verlegenheit. Tage quälender Spannung und Ungewißheit kamen über ihn. Jedesmal, wenn er mit Annette allein im Zimmer war, oder ihr auf der Treppe begegnete, nahm er

ſich vor, zu ſprechen, fand aber nie die Worte. An jedem Abend, wenn Annette in ihre Kammer hinaufgeſtiegen war und die Brüder allein waren, fragten ſie ihn leiſe: „Nun? Wie ſtehen die Dinge?“ und jedesmal antwortete er mit einem Achſelzucken.

„Man muß eine Gelegenheit haben“, entſchuldigte er ſich dann gewöhnlich. „Ich kann es doch nicht ſo einfach vom Zaune brechen, nicht wahr?“

Dann zogen die beiden anderen die Stirn kraus und ſagten: „Alſo morgen.“

Das ging eine Zeitlang ſo weiter, bis es eines Abends zu einem Auftritt kam. „Wir müſſen wünſchen, daß die Angelegenheit in Ordnung kommt“, ſagte Jan und klopfte dabei mit dem Finger auf den Tiſch.

„Nicht wahr?“ ſagte der zweite und ſah Oskar herausfordernd an.

Oskar war empört. Das ſei durchaus nicht ſo einfach, wie ſie glaubten, und wenn man ihn noch länger treibe, ſo verzichte er überhaupt, und die beiden andern möchten nur unter ſich ausmachen, wer an ſeine Stelle treten ſolle.

Dabei blieb es, und er ließ ſich weder durch gute Worte, noch durch andere Künſte der Überredung bewegen, einen Termin zu beſtimmen, wozu man ihn hatte nötigen wollen. —

Wenige Tage nach dieſer Unterhaltung war Annette

abgereist, ohne einem der Brüder vorher nur die geringste Andeutung von ihrer Absicht gemacht zu haben.

Es war noch früh, als die Brüder aufstanden. Sie fanden den Kaffeetisch wie gewöhnlich bereits gedeckt, Brot und Butter zurechtgestellt, und das einzige Ungewöhnliche war ein Brief, der neben der Kaffeekanne lag und an den ältesten der drei gerichtet war.

Als Jan, im höchsten Grade verwundert und ein wenig aufgeregt, den Umschlag aufgeschnitten und den Brief gelesen hatte, blieb er regungslos sitzen, als habe ihn der Schlag gerührt.

„Um Gottes willen!" riefen die beiden andern, „was ist los?"

Als sie gelesen hatten, sahen auch sie mit verstörten Mienen vor sich nieder und wußten nicht, was sie reden noch beginnen sollten.

„Nein, das habe ich nicht erwartet", sagte Jan. Aber nun verstehe ich, warum sie damals zu weinen begann und das Zimmer verließ, als wir sie mit unseren Scherzen über ihre heimliche Liebe geneckt hatten. Wie kurzsichtig wir gewesen sind! Wir haben sie damals ins Herz getroffen und wußten es nicht."

„Wie konnte sie nur so leichtsinnig sein," ereiferte sich Alfred. „Ein Mädchen wie sie, bei ihrer Erziehung und der Gesellschaft, die sie an uns gehabt hat!"

„Ach," ſagte Jan und ſtrich ſich mit der Hand über die Augen, „redet nicht davon!"

„Sie war jung und ſtand allein; denn wir ſind nie ihre Freunde geweſen. Das ſehen wir ja nun."

„Was ſoll aber nun werden? Wir können ſie ſich doch nicht ſelbſt überlaſſen?"

„Man weiß doch nicht, wohin ſie gegangen iſt!"

„Sollte man nicht durch die Polizei etwas erfahren?"

„Um Gottes willen nicht, nein!"

„Aber was will ſie nun anfangen?"

Die beiden andern zogen die Schultern hoch, ſchwiegen und ſahen bedrückt vor ſich nieder.

Da waren ſie nun die ganze Zeit neben Annette hergegangen, und niemand hatte ein Auge für ihre Not gehabt, bis nun dieſer Morgen und dieſer Brief ihnen die Augen öffnete über das, was geſchehen war. Und ſie waren blind geweſen wie Maulwürfe!

„Ich begreife noch immer nicht, wie es möglich geweſen iſt", ſagte Jan und ſtützte den Kopf auf die geballten Hände, verzweifelt und im tiefſten erſchüttert.

„Oh, oh! ſtöhnte er leiſe, das war das Furchtbarſte, was geſchehen konnte! Und nun iſt ſie in die Welt hinausgelaufen wie eine Verzweifelte! Da ſeht ihr es nun. Sie hat kein Vertrauen zu uns gehabt, zu niemand von uns!"

* * *

Einige Tage danach hatte man allmählich alles im Hause wieder so geregelt, wie es vor Annettes Zeit gewesen war. Jan hatte wieder die Küche übernommen, nur daß eine Nachbarin in den ersten Morgenstunden die Reinigung der Zimmer besorgte. Und wieder verging ein Tag wie der andere. Man saß während des Tages hinter den Uhrwerken, die man zur Reparatur übernommen hatte, bastelte, putzte und feilte, hantierte mit Lupe und Pinzette, sauber und mit umständlicher Genauigkeit, aß zu Mittag, verbrachte den Nachmittag wie den Morgen, machte Feierabend, räumte die Werkstatt auf, setzte sich wieder zweimal wöchentlich an die gewohnte Kartenpartie, trank seinen Tee dabei, goß wie sonst zu jeder Tasse eine Kleinigkeit billigen Rotweines — kurz lebte, wie drei alte Jungfern, ruhig, mit tantenhafter Genauigkeit, ganz ihrem engen kleinen Leben hingegeben, das jeder Größe und Schwungkraft entbehrte, ohne zu merken, daß ihnen die Zeit wie trockener Sand durch die Finger rann.

Von Annette sprach man nicht mehr. Ein jeder hatte die dunkle Empfindung, daß Annettes Schicksal eigentlich eine Demütigung für sie bedeute, die nicht gesehen hatten, wie Annette im Hause einsamer und einsamer geworden war, bis sie eines Tages einem Gewissenlosen in die Arme gelaufen war, — der sie dann ihrem Schicksal überlassen hatte. Wenig-

ſtens reimten ſie ſich die Dinge ſo zuſammen. Vielleicht, wenn man früher geahnt und ſich früher entſchloſſen hätte —! Wenn Oskar früher beſtimmt worden wäre, um ſie zu werben! Vielleicht, nein, gewiß wäre ihnen erſpart geblieben, was nun mit dumpfem Druck auf allen lag, denn im geheimen beſchäftigten ſie ſich alle noch jeden Tag mit ihr. Man dachte mit heimlicher Sehnſucht an die Lieder, die ſie wie ein zwitſchernder kleiner Vogel im Hauſe geſungen, an die gemeinſamen Mahlzeiten, die Gerichte, die ſie mit Vorliebe zubereitet hatte, — und oft genug geſchah es, daß alle drei hinter ihrer Arbeit leiſe aufſeufzten, erſt Jan, dann Alfred und zuletzt Oskar — und der Inhalt ihrer Seufzer war bei allen der gleiche: Annette! Ihre einſtige Gegenwart ſchien noch jetzt wie ein Hauch über den Dingen im Hauſe zu liegen, flüchtig und zart, und die Erinnerung an ſie verlieh den Ereigniſſen und den Tagen, die ſie in ihrer Geſellſchaft erlebt hatten, den Schimmer der Verklärung, den wir ſo gern über die Dinge breiten, wenn ſie ihrer Schwere entkleidet, ein zartes Nachleben in uns zu führen beginnen. Es iſt, als wehre ſich unſere Seele damit gegen die Vergänglichkeit der Dinge, die doch unaufhaltſam iſt, und vergolde dafür den Kelch, in dem wir die kleinen Freuden unſeres Lebens geſammelt halten, und den wir uns in den Stunden der Erinnerung ſo gern kredenzen.

So wandelte sich Annette allmählich zu einer Art Heiligen, die man verehrte und deren Andenken man bewahrte wie das einer Dahingeschiedenen. Ihr Fehltritt, der allen anfänglich als etwas Furchtbares erschienen war, nahm mit der Zeit einen immer milderen Ausdruck an, und mehr und mehr wuchs Annette in die Rolle einer Unschuldigen hinein, die irgendwo draußen in der Welt – Gott mochte wissen, wo – umherirrte und sich nicht getraute, zurückzukehren. Einmal aber würde sie wieder an ihre Tür klopfen, Zuflucht und Ruhe bei ihnen suchen, und es war gewiß, daß man sie dann mit offenen Armen aufnehmen würde.

Man hütete das Zimmer, in dem sie gewohnt hatte, wie ein Heiligtum, und freute sich in der heimlichen Hoffnung, sie eines Tages wieder hinaufführen zu können, wo sie früher geatmet und gelebt hatte und die Luft noch von dem feinen Duft ihrer Kleider erfüllt zu sein schien. Die einzige Veränderung, die man getroffen hatte, bestand darin, daß man ihre Photographie in einem kleinen, billigen Rahmen, auf dem Tische aufgestellt hatte. Von dort sah sie mit dem gezwungenen Lächeln, das die Photographen so gern ihren Bildern verleihen, dem Beschauer entgegen.

Darüber vergingen Monate und Tage, und die Brüder hätten die Hoffnung, daß Annette eines

Tages zurückkehren werde, allmählich aufgegeben, — wenn sie nicht wie Kinder eine Art stillen Wunderglaubens besessen hätten und wahre Virtuosen im Hoffen gewesen wären. Sie waren es gewöhnt, den Dingen den Ausdruck zu geben, der ihrer stillen, kleinen Welt und ihren Ansichten vom Leben entsprach. Dabei sah das Leben in ihren Augen nicht viel anders als ein stilles versonnenes Märchen aus. Keiner der Brüder wäre über eine unerwartete, wunderbare Wendung darin übermäßig erstaunt gewesen. Bei ihren Lupen, ihren Feilen, Zangen und Pinzetten und dem rastlosen Ticken der vielen kleinen Taschenuhren an den Wänden ihrer Werkstätte hatten sie sich eine Art lächelnder Bereitschaft für irgendeine große, unerwartete Freude, eine namenlose Überraschung bewahrt, von der sie selbst nicht hätten sagen können, worin sie eigentlich bestehen sollte. Sie glichen darin Kindern, die darauf warten, daß das Märchen, an das sie glauben, morgen leibhaftig an ihre Tür klopfen wird. Früher war es einmal ein fabelhafter Gewinn in einer Lotterie gewesen, nun war es der stille, unbesiegliche Glaube, daß Annette eines Tages zurückkehren werde.

Da brachte eines Abends der Postbote einen Brief mit einer amerikanischen Marke und einer Handschrift, die ihnen merkwürdig bekannt vorkam, ohne daß sie gleich wußten, wem sie gehören könne.

Jan drehte den Brief in den Händen, die die Jahre welk und runzlig gemacht hatten, schüttelte den Kopf mit dem Kranz grauer Locken über der schmalen Stirn, betrachtete den Brief von neuem von allen Seiten, überzeugte sich noch einmal, daß die Adresse wirklich stimme, und öffnete ihn schließlich mit ungeduldigen Händen.

Der Brief war von Annette.

Jan las ihn zuerst. Als er ihn beendet hatte, nahm er die Brille ab, die er wegen seiner angegriffenen Augen seit dem Winter trug, sah mit unruhigem, hilflosem Blick seine Brüder an, reichte ihnen den Brief und verließ, ohne ein Wort zu sprechen oder eins der anderen abzuwarten, das Zimmer.

Verwundert und durch Jans Benehmen ein wenig befremdet, begannen die Brüder gleichzeitig zu lesen, wobei der Jüngere seinem Bruder über die Schulter sah.

Als sie zu Ende waren, vermieden auch sie es, ein Wort über den Brief zu verlieren, und der Jüngere begann mit den Quasten der Tischdecke so angelegentlich zu spielen, als gäbe es für den Augenblick keine wichtigere Beschäftigung. — Wie in einem stillschweigenden Übereinkommen wechselte man an diesem Tage kein Wort über den Brief. Jeder hatte das Gefühl, erst mit sich zu Rate gehen zu müssen. Ihre Bestürzung war doch zu groß gewesen.

Am folgenden Morgen nahm Jan das Wort.

„Ich weiß nicht," sagte er, „ich habe die ganze Nacht wach gelegen und darüber nachgedacht, aber ich kann nicht darüber ins klare kommen."

„Ja," sagte Alfred, „es ist schwer, das muß man sagen. Aber, wenn die Dinge so liegen? Ich meine, wir hätten die Pflicht, uns um das Kind zu bekümmern."

„Genau das gleiche habe ich auch gedacht", nickte Jan. „Ich weiß nicht, ob es wirklich so seltsam wäre, wenn wir es zu uns nähmen. Einen Erben haben wir nicht. Wenn wir uns nun entschlössen, Annettes Kind zu adoptieren? Natürlich, es kommt darauf an, wie ihr darüber denkt. Ich will den Ausschlag nicht geben. Schließlich brauchten wir ja nicht so weit zu gehen... Aber ich meine doch, die Schwierigkeiten sind nicht so groß, wie es scheint. Das Kind ist jetzt drei Jahre alt. Ihr müßt selbst sagen, wenn wir gewußt hätten, daß es hier in unserer nächsten Nähe zur Welt gekommen und bis jetzt aufgezogen ist — wir hätten es vielleicht längst zu uns genommen."

„Das ist für mich die größte Überraschung gewesen", sagte Alfred. „Wer konnte ahnen, daß sie sich von ihrem Kinde werde trennen müssen?"

„Oh, ich verstehe jetzt alles", nahm Jan wieder das Wort und nickte traurig. „Sie hat uns schonen wollen, hat unser Haus verlassen, als sie nicht mehr

mit unschuldigem Herzen hier aus- und eingehen konnte, und wir haben sie damals mit unserem Spott über ihre heimliche Liebe selbst hinausgetrieben."

„Mein Gott, wie blind und dumm sind wir gewesen!" sagte Alfred und stützte die Ellenbogen auf die Knie, wie er immer tat, wenn er über etwas nachdachte.

„Sie hat dann heimlich das Kind zur Welt gebracht, es einer Pflegerin überlassen, ist nach Amerika gegangen, und die Mittel für den Unterhalt des Kindes hat sie jeden Monat von dort geschickt. Wenn wir das doch hätten ahnen können!"

„Und nun ist sie krank und bittet uns, uns des Kindes anzunehmen! Wir müßten ja Unmenschen sein! Wer weiß, was ihr fehlt. Vielleicht ist sie schwer krank! Ich glaube fast, daß es so ist! Sie schreibt es nur nicht! Wir werden sie nicht wiedersehen. Wer weiß, ob sie überhaupt noch lebt?"

Die anderen saßen schweigend. Das alles war so überraschend und schnell gekommen, und auch Jans Vorschlag, das Kind ins Haus zu nehmen, kam so plötzlich, schnitt so sehr in ihre Lebensgewohnheiten ein, daß man sich nicht so schnell entschließen konnte. Es gab ja schließlich noch andere Wege. Jan hatte es vorher selbst angedeutet. Man mußte alles prüfen, sorgfältig und langsam, wie ein gestörtes Uhrwerk,

ehe man sich zu einem solch entscheidenden Schritt entschloß ...

Einige Tage danach stand ihr Entschluß fest.

Nein, das Kind ins Haus zu nehmen, konnten sie sich doch nicht im Ernst entschließen. Ihre Lebensgewohnheiten und die Stille ihres Hauses würden für das Kind nicht taugen. Da war es wohl am besten, wenn es wenigstens zunächst noch in dem Kreise blieb, in dem es bisher gelebt hatte.

So entschlossen sie sich, die Angelegenheit in dieser Weise zu regeln, und einige Tage später ging ein Brief von Jans Hand nach Chicago ab, der folgenden Wortlaut hatte:

Liebe Annette!

Liebe Annette, Dein Brief hat uns in große Aufregung versetzt. Wir sind tagelang sehr unglücklich gewesen, so unglücklich wie damals, als Du unser Haus ohne ein Wort so heimlich verließest. Wir freuen uns aber doch, daß Du uns endlich einmal geschrieben hast. Wir haben jeden Tag gewartet, daß Du eines Tages wiederkommen würdest. Das ist ja nun wohl fürs erste, nach dem, wie Du uns schreibst, ausgeschlossen. Liebe Annette, glaube nicht, daß wir Dir böse sind. Wir haben sehr oft an Dich gedacht und Dir immer nur das Allerbeste gewünscht. Hoffentlich ist es

mit Deiner Krankheit nicht so schlimm, wenn Du auch noch lange Geduld haben mußt. Tante Maly hat mal länger als dreiviertel Jahre krank gelegen und hat doch nicht die Geduld verloren.

Liebe Annette, wir haben Dein Kind, die kleine Evi, besucht und uns gefreut, wie frisch und gesund sie ist. Liebe Annette, mach' Dir keine Sorgen um das Kind. Es ist bei Frau M. sehr gut untergebracht. Sie sieht gerade so aus, wie Du als Kind ausgesehen haben mußt. Jedenfalls hat sie Deine Augen. Wir haben eine Photographie von ihr bestellt und wollen Dir das Bild schicken, sobald es fertig ist. Wir haben zuerst vorgehabt, sie zu uns zu nehmen, aber das ist wohl nicht das Richtige. So ein Kind bei drei alten Leuten, verstehst Du? Denn wir sind wirklich alle drei alt geworden, und selbst Oskar hat schon mehr graue Haare, als Du wohl denkst.

Liebe Annette, wir meinen, daß Evi am besten bei Frau M. bleibt. Wir wollen aber von nun an fleißig nachsehen, wie es ihr geht, und daß es ihr an nichts fehlt. Auch möchten wir von nun an das Pflegegeld für sie bezahlen. Liebe Annette, widersprich uns dabei nicht, siehst Du, wir sind gewiß schuld, daß alles so gekommen ist. Schick also kein Geld mehr an Frau M. Du hast es gewiß für Dich nötig genug. Sorge Dich über-

haupt um nichts. Wenn es einmal mit uns vorbei sein sollte, so soll Evi gewiß nicht vergessen sein. Du verstehst wohl, was wir damit sagen wollen. Liebe Annette, am liebsten wäre es uns ja, wenn Du wieder zu uns kommen wolltest. Aber Du wirst gewiß nicht gern bei drei so alten Leuten sein wollen, und wirst ja vielleicht auch noch sonst einen Grund dagegen haben, wie wir uns wohl denken können. Darum ist alles wohl so am besten.

Wir grüßen Dich alle drei recht herzlich, Alfred, Oskar und ich. Hoffentlich schreibst Du uns recht bald, daß es Dir besser geht.

Dein treuer Vetter
Jan.

Liebe Annette, in Deinem Zimmer ist noch alles so wie damals. Nur die Vorhänge, die in der Wäsche recht mürbe geworden waren, sind neu.

Umständlich und langsam, mit zusammengekniffenen Lippen studierten die beiden anderen den Brief, nickten und sagten: „Ja, das wäre wohl, was zu sagen wäre."

Darauf rückte Jan seinen Stuhl zurecht, zog die Hängelampe, die heute abend durchaus nicht hell

genug brennen wollte, tiefer herab und begann ihn ins reine zu schreiben, langsam, mit spritzender, kratzender Feder, in sorgfältigen Schriftzügen.

Die beiden andern saßen nachdenklich hinter ihren Pfeifen, sahen ihm zu, sogen bedächtig den Rauch aus den Spitzen und stießen ihn in kleinen Wölkchen in die stille Luft, die das erste Feuer im Ofen angenehm durchwärmt hatte.

Plötzlich hielt Jan zu schreiben auf, sah seine Brüder an und fragte: „Soll ich ihr noch schreiben, daß wir damals nicht böse auf sie gewesen sind, wie sie sich in ihr Zimmer eingeschlossen hatte und nicht antworten wollte, als ich klopfte?"

Die Brüder wiegten nachdenklich die Köpfe.

„Ich weiß nicht", sagte Alfred nach einer Pause. „Laß es lieber weg, es könnte sie kränken, daß wir sie daran erinnern. Ich kann mir denken, daß sie gerade in der Zeit am meisten gelitten haben muß."

„Es ist wahr", nickte Jan, schrieb den Brief fertig, adressierte und versiegelte ihn und ging, ihn in den Kasten zu stecken.

Deutlich hallte sein Schritt von den Wänden der engen Gasse zurück. Alle Häuser lagen bereits in tiefem Schlaf. Der Mond stand hoch über Sankt Annen und füllte die weite Bläue des nächtlichen Himmels mit silbrigem Glanz.

Fröſtelnd trat Jan nach wenigen Minuten wieder ins Zimmer.

„Ich glaube, es wird frieren dieſe Nacht“, ſagte er und rieb ſich die Hände.

„Ja, ja, der Winter kommt“, ſagten die andern.

NOVEMBER

LETZTES ERLEBNIS

Ich verſchweige ſeinen Namen. Wenn er Kunde von dieſen Aufzeichnungen bekommen hätte, würde er es ſelbſt ſo gewünſcht haben.

Er war der Jüngſte in unſerem Kreiſe. Bis zum Tage ſeiner Einberufung im Beginn des Krieges hatte er ein Leben geführt, das von ſeinem Drang nach ungebundener, perſönlicher Freiheit und heimlichen, etwas verſtiegenen künſtleriſchen Träumen getragen war. Sein einſiedleriſches, eigenwilliges und verſchloſſenes Weſen machte ihn ſchwer zugänglich und ließ ihn Fremden leicht als ſtolz und hochfahrend erſcheinen. Aber eine heimliche Neigung zu einer Unbekannten, deren Name nie über ſeine Lippen kam, deren ſtille Gewalt und Schönheit aber deutlich genug aus ſeinen Bildern und Zeichnungen ſprach, hatte ihm doch eine merkwürdige Milde mitgeteilt, die wie ein ſtiller Glanz über ſeinem Weſen lag. Dabei wußte niemand, ob ſeiner Neigung Erfüllung und Stillung beſchieden war. Er verlor nie ein Wort darüber, klagte nicht und jubelte nicht. Eine ruhige Gehaltenheit, ſelbſtſichere Ruhe und merkwürdige Verſchloſſenheit verließen ihn nie. Trotzdem verriet er den wahren Zuſtand ſeines Herzens, ohne es ſelbſt zu ahnen, dem aufmerkſamen Auge gar bald. Er vermied es, über die Frauen zu ſprechen,

errötete wie ein junges Mädchen, wenn im fröhlichen Kreise ein anzüglicher Scherz wie ein abgeschossener Pfeil durch die Luft schwirrte, und wurde still und nachdenklich, zuweilen auch herb und düster, wenn einer die Gitarre ergriff und eines jener alten Volkslieder anstimmte, die in unseren Tagen durch die Laute aus ihrem Dornröschenschlafe erweckt worden sind.

Als er einberufen wurde, brachte er mir einige Bilder und Zeichnungen und bat mich, sie ihm aufzuheben.

Ich war erstaunt, daß es nicht mehr waren. Ich wußte wohl, wie voll seine Mappen gewesen waren.

„Das meiste habe ich vernichtet", sagte er ruhig. „Es war viel Ungenügendes dazwischen. Aber an diesen Blättern hänge ich, und wenn du sie mir aufheben willst, wäre ich dir dankbar. Sollte ich nicht zurückkommen, schick' sie bitte an die Adresse, die du in diesem Umschlage findest. Aber öffne ihn nicht eher, bist du sichere Nachricht hast, daß ich nicht zurückkehren werde."

Es waren zum großen Teil Zeichnungen, die die Mappe enthielt, zarte, mit sanftem Stift festgehaltene Gebilde von blumenhafter, wunderlich stiller Schönheit. Fast auf allen Blättern kehrte das Antlitz eines Mädchens wieder, dessen große, merkwürdig fragende

Augen den Beſchauer durch die magiſche Gewalt, die in ihnen zu ruhen ſchien, nicht leicht wieder losließen. Das ſchönſte war ein kleines Blättchen von kaum mehr als Handgröße, das ein wunderbares, wie im Traum erſchautes Geranke märchenhafter Blumen darſtellte, das den gleichen Mädchenkopf umſchloß, der auf vielen der Blätter wiederkehrte. Aber das Antlitz, das wahrſcheinlich nach der Erinnerung gezeichnet war, leuchtete hier in einer Reinheit und Klarheit, die aus einer anderen Welt zu ſtammen ſchien und deren Ausdruck mir tagelang nicht wieder aus dem Sinn kam.

Einen Tag ſpäter verließ uns mein Freund, als wenn er gezwungen ſei, ein paar Wochen auf Reiſen zu gehen.

Lange hörten wir nichts von ihm. Er ſchrieb keine Dutzendbriefe, und bei ſeiner Verſchloſſenheit und Seltſamkeit, die wir genug kannten, wunderte es uns nicht, daß er uns völlig über ſein Schickſal im unklaren ließ.

Nach Monaten bekam ich plötzlich eine Karte von ihm, in der er mir in lakoniſcher Kürze mitteilte, daß er in einem Lazarett in Halle liege.

Ich reiſte noch am ſelben Tage, um ihn aufzuſuchen.

Ich fand ihn ſchwer verwundet. Ein Granatſplitter hatte ihm das Rückgrat verletzt. Er war an

den Beinen gelähmt und vermochte sich so gut wie nicht zu bewegen.

Das Wiedersehen war bedrückend. Ich hatte ihn weniger leidend vermutet, mußte nach Worten suchen und saß mit erzwungener Heiterkeit vor ihm.

Er lächelte trübe zu meinen Versuchen, ihn zu trösten und ihm Mut einzusprechen.

„Gib dir nicht so viel Mühe," sagte er, „es geht mir ja leidlich, und es gibt genug, die schlimmer daran sind als ich. Man kann ja allerdings nicht wissen, was eintritt... Sollte ich sterben, schicke die Bilder nicht an die Adresse, die ich dir gab. Ich habe mich anders besonnen. Ich möchte, daß du alles vernichtest, was du von mir besitzt."

Ich wollte widersprechen, aber er ließ mich nicht dazu kommen, und ich bemerkte wieder den seltsamen Trotz, den ich so oft an ihm beobachtet hatte, und der in seiner Stirn eine scharfe Falte zog.

„Als der Krieg ausbrach und die ersten Nachrichten von dem Ungeheuren, das über uns kommen sollte, damals wie Wogen über uns hinweggingen," fuhr er fort, „kam mir meine Arbeit mit einem Male plötzlich furchtbar klein und bedeutungslos vor. Ich begriff nicht mehr, wie ich Jahre meines Lebens hatte daransetzen können. Du weißt, ich vernichtete damals das meiste, aber von den Blättern, die ich dir übergab, glaubte ich mich damals noch nicht

trennen zu können. Heute weiß ich, daß alles, was ich bisher gemalt, gezeichnet und geplant habe, ganz unzulänglich ist, und habe auch begriffen, warum es das sein mußte. Es ist mein Fehler gewesen, Künstler sein zu wollen, ohne dem Rätsel, das hinter den Dingen schlummert, ins Auge gesehen zu haben. Das sind vielleicht nicht die richtigen Worte. Ich kann es nicht mit der Klarheit sagen, die nötig wäre. Aber vielleicht fühlst du, was ich sagen will. Es liegt ein Licht hinter den Dingen, das man erkannt haben muß, um das Leben als das, was es ist, darstellen zu können. Da sitzt die Wurzel aller Künstlerschaft. Es wird dir wunderlich vorkommen, daß ich diese Erkenntnis im Felde gewonnen habe. Das ist vielleicht Zufall. Bei den meisten — alle Großen hatten es — mag es irgendein anderes, tieferes Erlebnis gewesen sein, das ihnen das Auge dafür öffnete. Mir hat es der Krieg gebracht.

Es war in Nordfrankreich. Wir rückten spät abends in eines jener malerischen alten Städtchen ein, über die der Krieg mit so rauher Gewalt hinweggegangen ist. Den ganzen Tag hatte der Kampf darinnen getobt. Nun war die Stadt unser. Fremd und schweigend empfing sie uns, eine rauchende, zersplitterte, zu tausend Scherben zerschlagene Ruine. Der Mond stand hoch und schien mit ruhigem Licht durch eingestürzte Wände, zerfetzte Dächer und halbversengte,

leiſe im Nachtwind zitternde Bäume, als ſeien es lebendige, von den Schrecken des voraufgegangenen Kampfes erfüllte Weſen, die bebend im Dunkel ſtanden und nur leiſe miteinander zu flüſtern wagten.

Wir biwakierten auf dem Marktplatz. Der Mond hing mir gegenüber zwiſchen zwei alten Giebeln unter tiefblauem Nachthimmel wie eine ſtille, ſanfte Lampe. Ich lag und horchte auf die Geräuſche der Nacht: Eine Patrouille, deren Schritt durch die Gaſſen hallte und irgendwo die Poſten ablöſte, der Wind, der von Zeit zu Zeit lauter ſprach, das klägliche Schreien einer Katze im Dunkel, die wie ein Kind durch die Dunkelheit ſchrie, das Stampfen der Pferde, die in der Nähe zuſammengekoppelt ſtanden und ihr Futter vom Boden aufnahmen, und dann plötzlich zwiſchen den Geräuſchen die wunderbare, tiefe Stille der Nacht, in der die Dinge von der Unruhe des Tages ſich langſam wieder auf ſich ſelbſt zu beſinnen ſcheinen, die dem gepeinigten Ohre ſo wohltut und die Seele plötzlich mit Schauern der Ewigkeit umfängt.

Ich konnte in dieſer Nacht nicht ſchlafen.

Leiſe erhob ich mich, ging langſam, wie von einem Traum befangen um den Platz und trat in eine der engen Gaſſen, die auf den Marktplatz mündeten. Sie war eng und winkelig, wie auf den Bildern mittelalterlicher Meiſter. Hier ſchien der Kampf be-

sonders hart gewesen zu sein. Eine Granate hatte ein paar Giebel zerrissen, aber hell wie der Tag schien der Mond durch die Lücken der Mauer. Alles andere lag tief in Schatten und Traum.

Plötzlich blieb ich stehen wie gebannt. In einem Fenster, ruhig und still wie eine unbewegte Seele, brannte eine vergessene Kerze. Wie ein frommes Wunder war das. Wer hatte sie angezündet? Wer sie ins Fenster gestellt?

In der nächsten Sekunde fiel mein Auge auf die Hauswand gegenüber. Ein Muttergottesbild, eng an die Mauer gelehnt, von irgendeinem vergessenen Meister in grauen Stein gehauen, stand hoch an zerrissener Mauer. Der Schein der Kerze fiel auf das liebliche Gesicht. Die Hauswand hinter ihr sah aus, als hätte ein Erdbeben sie gerüttelt. Aber unbewegt, in stiller, in sich versunkener Freude lächelte Maria dem Kinde zu, das sie in den Armen hielt, und still und selig, von keinem Luftzuge bewegt, leuchtete ihr gegenüber die Kerze.

In jenem Augenblicke habe ich begriffen, was mir kein Grübeln hätte geben können: wer nicht den unbewegten Frieden zu erkennen vermag, der hinter allen Dingen liegt, trotz Krieg und Tod hinter allen Dingen liegt — der hat das wahre Wesen der Dinge nie erkannt und soll seine Hände von der Kunst lassen. Es ist nichts mit seiner Künstlerschaft. Es

ist wirklich so: hinter allem, was um uns ist, liegt ein Friede, der unbeschreiblich ist... Auch die Kunst kann nur eine Ahnung davon geben. Einen Toten so sehen ... und das Leben, was noch schwerer ist ... das ist es! Darum taugt alles, was ich früher zeichnete, nichts. Vielleicht könnte ich jetzt die Kraft finden, die nötig wäre, etwas zu leisten. Aber vielleicht bilde ich es mir auch nur ein. Darum vernichte die Blätter, die du von mir im Besitz hast. Ich weiß nicht, ob es dir früher aufgefallen ist — auf den meisten kehrt das Bild eines Mädchens wieder ... Ich habe nie mit dir über sie gesprochen. Es ist auch gleichgültig. Jedenfalls — ich habe sie auf meinen Zeichnungen nie richtig getroffen. Die Madonna drüben in der kleinen, engen Gasse hinter dem Marktplatz in M. in Frankreich glich ihr ... Es war eine unerwiderte Neigung ... Vielleicht, wenn vieles anders gekommen wäre ... Aber genug davon. Sie soll nicht wissen, wie ich um sie gelitten habe ..., nie ..., es wäre zwecklos ... und gleichgültig ist es obendrein ... In dem Briefe, den ich dir gab, steht ihre Adresse. Vernichte den Brief mit den Zeichnungen ... Vielleicht, wenn ich gesund werde, werde ich zu arbeiten beginnen ..., denn nun habe ich einen Blick getan in das Wunder, das schweigend hinter den Dingen auf uns wartet ..."

Ich sah mit Schrecken, wie eine jähe Blässe die Röte vertrieb, die seine Worte ihm in die Wangen getrieben hatten. Seine Worte mußten ihn stärker angegriffen haben, als ich beachtet hatte. Ich drückte ihm die Hand und ging bald.

Am andern Tage starb er.

Seine Zeichnungen verzehrte die Flamme, wie er es gewünscht hatte.

DEZEMBER

DER PFLEGLING

So gewissenhaft die zwölf alten Damen des Sankt Annenheims die kirchlichen Festtage einzuhalten gewohnt waren, eine Silvesterfeier, wie sie in den Familien der Stadt üblich war, war im Stift bisher nicht Sitte gewesen. Man pflegte sich am letzten Abend des Jahres, nachdem man den Abendgottesdienst in Sankt Annen besucht hatte, zur gewohnten Zeit zu trennen und sich am andern Morgen mit den besten Wünschen für das neue Jahr wieder zu begrüßen.

Aber diesmal hatten alle die Empfindung, das Jahr nicht scheiden lassen zu sollen, ohne die letzten Stunden zusammenzubleiben. Die Zeiten waren so schwer, und niemand wußte, was das kommende Jahr und der Krieg, der noch immer drohend an den Grenzen stand, an Außerordentlichem bringen würden.

So hatte man sich, nachdem der trübe und nebelige Dezembertag zur Rüste gegangen war, in dem alten Staats- und Herrenzimmer des Hauses versammelt, einem hohen, dunkeln Gemach, das nur an Festtagen benutzt wurde und heute abend, bei der spärlichen Beleuchtung, die die Ecken des Zimmers in tiefen Schatten ließ, doppelt ernst und verhalten wirkte. Dazu kam, daß das sparsame Feuer, welches man in dem alten Kachelofen entzündet hatte, den selten

benutzten Raum nur ungenügend erwärmte, so daß der Kreis der alten Damen, die alle mit einer Handarbeit beschäftigt und mit Decken und Kissen ausgerüstet an dem langen Tische Platz genommen hatten, einen merkwürdigen, komisch-ernsten Anblick bot. Da man entschlossen war, diesmal bis zur Mitternacht zusammenzubleiben, hatte man einen bis dahin sorgsam gehüteten Rest guten Tees zubereitet, den man aus zierlichen, reich vergoldeten Tassen trank, die, aus der Empirezeit stammend, bereits Altertumswert besaßen. Aber Fräulein Türeisen, die diesen sonst sorgsam verwahrten Schatz ausnahmsweise zur Verfügung gestellt hatte, war der Meinung gewesen, daß es so einheitlicher sei. „Wir müssen uns in dieser Zeit mehr als sonst auf das besinnen, was uns eint", hatte sie geäußert, und ihre stillen Bedenken, daß eine der Tassen aus Unachtsamkeit Schaden leiden könne, zurückgedrängt.

Die meisten der Alten, die in Friedenszeiten von ihren kleinen Renten gelebt hatten, wie es ihre bescheidenen Mittel zuließen, waren durch die Teuerung, die der Krieg gebracht hatte, langsam in Not geraten, und manche von ihnen hätte wirklich nicht gewußt, wie sie diese Zeit überstehen sollte, wenn nicht einige unter ihnen, besser gestellt als ihre Stiftsschwestern, in schöner Hilfsbereitschaft den weniger Glücklichen ausgeholfen hätten. Das Stift selbst war

nicht in der Lage, den kleinen Zinsenbetrag, den es den Insassen alljährlich neben freier Wohnung, Licht und Feuerung gewährte, wesentlich zu erhöhen. So blieb nichts anderes übrig, als sich nach Möglichkeit einzuschränken, und es entstand ein unausgesetzter, stiller und zäher Kampf, mit dem Vorhandenen auszukommen. Immerhin trugen die Damen ihr Schicksal und die Last der Tage mit Fassung und einer zähen Geduld, die nicht murrte und das Unmögliche nicht durch Klagen noch schwerer machte. Ja, man hatte die Notwendigkeit, sich einzuschränken, mit der Zeit zu einer solchen Kunst entwickelt, daß man es trotz diesem und jenem hin und wieder fertigbrachte, von dem wenigen, das man zu verzehren hatte, noch bescheidene Liebesgaben ins Feld zu schicken. Einige der alten Fräulein waren besonders erfinderisch, vergessene Vorräte an Wollsachen, die man in den Auszügen der Schränke und in den altmodischen Truhen der Zimmer verwahrte, für solche Zwecke zurechtzumachen, und manches vergessene Stück hielt so eine fröhliche Auferstehung. Denn wenn die einsamen Alten auch fast sämtlich ohne nähere Angehörige waren, so hatten sie doch beinahe alle dafür einen Bekannten oder entfernten Verwandten im Felde, an dessen Schicksal sie Anteil nahmen und sich durch ihn mit den gewaltigen Ereignissen der Zeit verbunden fühlen konnten. Dabei hatte es der Zufall gefügt,

daß sie fast auf allen Kriegsschauplätzen und bei allen möglichen Waffen, bei Fliegern, Funkern und Unterseebootsmannschaften, bei der schweren Artillerie und der Infanterie, in Polen, Frankreich und Mazedonien, jemand wußten, dem sie nachsinnen und ihre Feldpäckchen senden konnten.

Nur Fräulein Klockgeter stand so völlig allein, daß sie sich an niemand zu erinnern wußte, dem sie hin und wieder eine Liebesgabe hätte senden können. Da sie eine der ärmsten im Stift war, hatte sie das bislang beinahe als ein Glück empfunden. Je öfter sie aber die Päckchen und Briefe der anderen mit ernsten oder launigen Feldpostkarten beantwortet sah, wurde sie in ihrer Vereinsamung von einer stillen Trauer erfüllt, nicht einem der deutschen Streiter auf der Erde, auf dem Wasser oder in der Luft durch die bescheidensten Bande der Sympathie verbunden zu sein. Trotzdem sie eine der jüngsten im Hause war, war sie doch schon zu alt, um sich an einem Liebeswerke im Lazarettdienst oder der sozialen Fürsorge zu beteiligen, für die sie sich sonst hätte zur Verfügung stellen können. So empfand sie es mit doppelter Bitterkeit, in einer Zeit, die noch Verwendung für die schwächsten Kräfte hatte, von allem ausgeschlossen zu sein. Sie äußerte aber den Kummer, den sie darüber empfand, niemals, bis eine unvermutete Wendung im Gespräch plötzlich doch das so

lange wohlverwahrte Verließ ihres Herzens sprengte. Fräulein Kreidler, ihre nächste und liebste Freundin im Stift, hatte beim gemeinschaftlichen Packen der Weihnachtspakete den glücklichen Umstand gepriesen, daß bisher nicht eine einzige von ihnen den Gegenstand ihrer Fürsorge durch den Krieg verloren habe. Selbst Fräulein Klenkes Artilleriſt, den man bereits einmal hatte verloren geben müſſen, ſehe ja nun im Lazarett ſeiner Heilung entgegen.

Zum Erſtaunen aller war Fräulein Klockgeter bei dieſen Worten ihrer Freundin in Tränen ausgebrochen. Von allen Seiten beſtürmt, geſtand ſie ſchließlich, wie ſchmerzlich es für ſie ſei, nicht einen einzigen Menſchen in dem Millionenheere des Vaterlandes zu wiſſen, dem ſie in Liebe und Anhänglichkeit nachdenken könne. Sie bereute freilich ſchon im nächſten Augenblick, ihren geheimen Kummer preisgegeben zu haben, der ihr mit einem Male, nun ſie ihn ausgeſprochen hatte, faſt kindlich vorkam, konnte aber das Vorgefallene nicht ungeſchehen machen und mußte es ſich gefallen laſſen, daß man allerhand Überlegungen anſtellte, wie man ihr ihre Einſamkeit weniger fühlbar machen könne.

In mitleidiger Sorge verfiel man zuletzt darauf, ihr ein Liebesgabenpaket herzurichten und ſie zu bitten, es an einen Unbekannten ins Feld zu ſchicken. Wenn ihr der Empfänger auch nicht perſönlich naheſtehe

und vielleicht immer unbekannt bleibe, so sei es doch ein tröstlicher und schöner Gedanke, irgendeinem der deutschen Helden eine Stunde der Freude verschafft zu haben.

Halb wider Willen war Fräulein Klockgeter auf diesen Vorschlag eingegangen, hatte, unter Tränen lächelnd, zugesehen, wie man von allen Seiten ein paar Kleinigkeiten zu ihrem Paket beigesteuert hatte, und ihre Adresse der Sendung beigefügt.

Das war in den Wochen vor Weihnachten gewesen und Fräulein Klockgeter hatte seitdem in heimlicher Spannung darauf gewartet, eines Tages den Dank und Gruß eines Unbekannten aus dem Felde zu erhalten.

Da wurde am Silvesterabend, als man bereits eine halbe Stunde zusammen in dem großen Zimmer gesessen, der Klingelzug an der Haustür gezogen, der die Schelle im Hausgang mit rasselndem Gebimmel in Bewegung setzte.

Etwas ungehalten über die späte Störung stand Fräulein Klenke, die für die laufende Woche das Amt der Schließerin hatte, auf, um nachzusehen. Als sie durch das kleine Guckloch der sonst fensterlosen Haustür spähte, sah sie zu ihrem Erstaunen einen Soldaten davor auf Einlaß warten.

Einigermaßen verwundert, öffnete sie die Tür und fragte, was zu wünschen stehe.

Ob dies das Sankt Annenheim sei? Und ob hier vielleicht ein Fräulein Klockgeter wohne?

Fräulein Klenke bejahte einigermaßen erstaunt und führte den Gast, der mit schweren, nägelbeschlagenen Schuhen und feldmarschmäßig bepackt hinter ihr drein stieg, in das kleine Zimmer neben der Haustreppe, in welchem man Boten abfertigte und Bestellungen entgegennahm.

Sie bat den Grenadier, der in dem kleinen, kümmerlich erleuchteten Gemach bescheiden stehengeblieben war, Platz zu nehmen, und entfernte sich eilig, Fräulein Klockgeter Nachricht zu geben.

Diese, der seit langen Jahren kein Mensch nachgefragt, geriet in eine nicht geringe Aufregung. Allerhand Möglichkeiten, Vermutungen und Zweifel tauchten in ihr auf, so daß sie den Saal in Verwirrung und Hast verließ.

Gespannt und neugierig warteten die übrigen elf auf ihre Rückkehr. Da sie länger ausblieb, als es die Ungeduld zulassen wollte, wurden bereits einige Scherze laut, als Fräulein Klockgeter aufgeregt und eilig wieder zurückkam, in einen Stuhl sank und sagte: „Denkt euch . . nein, denkt euch bloß . . ." Darüber kam sie wegen ihrer Atemnot nicht gleich hinaus, und winkte nur ungeduldig ab, als man sie mit Fragen überschüttete: „Was ist?" „Aber Anna!" „So rede doch . . ."

„Der Soldat da draußen —."

„Nun?" Der Soldat?"

„Iſt mein Soldat — —"

„Herr du meines —! Der, an den du das Weihnachtspaket geſchickt haſt?"

„Geradewegs von der Front kommt er. Er hat ſich Urlaub geben laſſen für einen Beſuch hier bei uns — und nun iſt er da und möchte die nächſten Tage hier bleiben."

Ratlos ſahen ſich die alten Fräulein an.

„Als er mein Paket erhielt, hat er ſich geſagt: ‚Endlich weißt du einen Menſchen, zu dem du einmal auf Urlaub fahren kannſt.' Er hat nämlich keinen einzigen Verwandten . . und iſt ſeit Kriegsbeginn niemals auf Urlaub geweſen — weil er einfach nicht wußte, wohin er hätte fahren ſollen. Und nun hat er ſich gedacht, ich würde ihn nicht abweiſen . . . Er will mit einer Strohſchütte auf dem Boden zufrieden ſein. Nur wegſchicken ſoll ich ihn nicht wieder . . ."

„Ach Gott", ſagten die alten Fräulein, und das Mitleid fing an, in ihren betretenen Herzen ſo beweglich ſeine Melodie zu ſpielen, daß ſie nachdenklich und ſchweigſam zu überlegen begannen.

Wenn auch das Sankt Annenſtift kein Kloſter war, und es keine Regel gab, die dem Infanteriſten, der draußen auf die Entſcheidung wartete, den Aufent-

halt verboten hätte – so machte doch der Gedanke, einen Mann ins Haus aufzunehmen, alle betreten und still.

„Nun, was meint ihr?" fragte Fräulein Klockgeter zuletzt. „Wegschicken können wir ihn doch nicht gut wieder. Die Enttäuschung möchte ich ihm nicht bereiten. Und dann" – setzte sie leiser und mit plötzlichem Erröten hinzu – „haben wir ja selbst die Veranlassung dazu gegeben, daß er hierher gereist ist. Ihr habt damals alle darauf gedrängt, daß ich meine Adresse dem Paket beifügen sollte. Und außerdem habe ich mich ja so lange danach gesehnt, einem unserer Krieger einmal etwas Gutes tun zu können..."

„Ja, ja," sagten die anderen – „aber wo bleiben wir mit ihm? Das ist schwierig, sehr schwierig. Wir haben kein einziges Zimmer frei – und ein Bett müßte er doch kriegen. Eine Strohschütte können wir ihm unmöglich anbieten."

Man überlegte hin und her.

Zuletzt entschieden sich Fräulein Klockgeter und Fräulein Kreidler, für die nächste Zeit ihr Bett miteinander teilen zu wollen. Der Krieger aber sollte Fräulein Klockgeters Bett in die eine der beiden Erkerstuben gestellt bekommen, die seit langer Zeit leer standen und von niemand benutzt wurden.

Nach längerem Hin und Her übernahm es Fräulein Türeisen, als die Älteste, dem Besuch Mitteilung

zu machen und ihn für den heutigen Abend in den Saal zu bitten.

Als sie nach einigen Minuten mit dem späten Besucher zurückkehrte, war es ein eigenartiger Anblick, den Soldaten, einen frischen, wettergebräunten jungen Mann, der vielleicht eben die Zwanzig überschritten haben mochte, augenscheinlich etwas verwundert und befangen zwischen den zwölf alten Jungfern am Tische Platz nehmen zu sehen. Der Krieg mochte ihn aber an weit sonderbarere Verhältnisse gewöhnt haben, denn seine Zurückhaltung begann schon nach kurzer Zeit einer freimütigen Unbefangenheit zu weichen, und er erzählte und plauderte, als sei er bereits seit Wochen im Hause und mit allen Anwesenden wohl bekannt.

Sein Gesicht hatte einen offenen und klaren Ausdruck, und seine blauen Augen standen gut zu der gebräunten Haut seiner Wangen und dem blonden Schnurrbärtchen, das ein wenig emporgezwirbelt, ihm ein keckes und lustiges Aussehen verlieh.

Er erzählte, daß er gleich zu Beginn des Krieges als Freiwilliger eingetreten sei und manche Schlacht und noch mehr Strapazen und anstrengende Märsche mitgemacht und sich vor Warschau das Eiserne Kreuz verdient habe.

Vor dem Kriege habe er als Steindrucker bei einer Hamburger Firma gearbeitet. Seine Eltern

seien beide so früh verstorben, daß er sich seines Vaters gar nicht mehr, seiner Mutter nur noch dunkel erinnere. Er sei dann von einer Schwester seiner Mutter in Pflege genommen worden, die aber kurz vor dem Kriege, und zwar kinderlos, gestorben sei, so daß er heute völlig allein stehe.

Mit Teilnahme und Spannung lauschten die alten Fräulein den Erzählungen des so plötzlich ins Haus geschneiten Gastes. Trotz der späten Stunde hatte man es sich nicht nehmen lassen, ihm ein Abendessen aufzutragen, wobei man die Vorräte des Hauses nicht geschont hatte — sah aber nun mit heimlichem Erstaunen und einiger Beklemmung, in die sich doch wiederum eine Art mütterlicher Befriedigung wunderlich mischte, welch gesegneten Appetit so ein junger Infanterist zu entfalten vermag. Das nach dem Maße altjüngferlicher Eßlust abgemessene Abendbrot reichte darum lange nicht zu, so daß einige unauffällig das Zimmer verließen, um von ihren kargen Vorräten ein weniges zu der gemeinsamen Speisung, zu der man sich entschlossen hatte, beizutragen.

Trotz des Appetits, den der junge Mann entwickelte, tröstete man sich damit, daß es mit den vereinten Vorräten aller möglich sein müsse, den Gast während des Urlaubes zu sättigen, ohne daß man bei den Einschränkungen, zu denen der Krieg zwang, selbst in gar zu harte Bedrängnis geriet.

Dafür hatte man seine heimliche Freude an der herkulischen Gestalt des frischen Jungen, seinem gebräunten Antlitz, dem Hauch von Lebensfreude und Kraft, der von ihm ausströmte, und seiner sprudelnden Unterhaltung, über deren Kraftausdrücke und soldatische Wendungen man geflissentlich wie in stiller Verabredung hinwegsah. Am eigenartigsten aber empfanden es alle, daß der Krieg, der bisher gleichsam nur in fernen, gewaltigen Schattenbildern an ihnen vorübergezogen war, ihnen plötzlich einen lebendigen Boten ins Haus gesandt hatte, durch den sie sich mit den großen Ereignissen der Zeit verbunden und vom Pulveratem des Krieges angeweht fühlten.

Plaudernd blieb man bis gegen Mitternacht sitzen, erlaubte dem Gaste sogar, in dem sorgsam gehüteten Ehrensaal des Hauses, in dem man sich befand, seine Schützengrabenpfeife anzuzünden, und atmete den ungewohnten Qualm des Tabaks, der allerhand Erinnerungen aus ihrer Jungmädchenzeit weckte, mit Behagen — Hustenanfälle und ein leises Tränen der Augen tapfer unterdrückend, wenn die Tabakswolken einmal gar zu dicht und aufdringlich über den Tisch wirbelten. Mit Verwunderung sahen die Stifter des Hauses, die aus verblaßten Goldrahmen über steifen Halskrausen in den Saal hinabschauten, auf das Bild zu ihren Füßen: den gemütlich rauchenden Grenadier und die Reihe der alten Fräulein, denen

bei den Erzählungen ihres Gastes der lange Abend schneller verging als sonst eine Stunde.

Eben vor Mitternacht aber entstand eine plötzliche Pause im Gespräch, und die heimliche Sorge über das, was das neue Jahr bringen werde, löste in den bedächtigen Alten etwas wie eine leise Beklemmung aus. Würde ein Jahr, das unter so merkwürdigen Umständen begann und gewissermaßen als ersten Boten einen lebendigen Soldaten von der Front in das stille Haus an der Sankt Annengasse geschickt hatte, nicht ein noch ernsthafteres Gesicht zeigen als das voraufgegangene? Man hätte sich lebhaft dagegen gewehrt, etwa als abergläubisch angesehen zu werden, und doch empfand eine jede der Zwölf in dem Erscheinen des Gastes so etwas wie eine Vorbedeutung. Wenn man nur sicher gewesen wäre, wie man sie hätte auslegen sollen! Dazu kam, daß mehr als eine, in der plötzlich eingetretenen Stille den Kreis mit den Augen überfliegend, mit einem jähen Erschrecken merkte, daß man — den ganzen Abend zu Dreizehn am Tische gesessen habe! Als darum im nächsten Augenblick die alte Bronzependüle unter ihrem Glassturz mit silbernem Schlag die Mitternacht verkündete, ergriffen sich alle, wie in plötzlicher Eingebung, gemeinsam bei den Händen und hielten sich mit altersschwachen, zitternden Fingern, bis die Uhr ausgeschlagen hatte. Der Grenadier, in

dem Glauben, daß in der rührenden Haltung seiner Wirtinnen sich eine Hausſitte ausdrücke, nahm daran Teil, etwas verſtändnislos und fade in den Ernſt der übrigen hineinlächelnd. Wäre in dieſem Augenblick ein Fremder zur Tür hereingetreten, er hätte meinen können, daß der Kreis der alten Damen in einer augenblicklichen Bedrängnis ſich an den Feldgrauen klammere, der ihnen Ruhe und Troſt mitteile.

Als gleich darauf wieder Leben in die ſtarre Kette der Hände kam, beglückwünſchte man einander, und hier und dort umarmten ſich ein paar beſonders vertraute Freundinnen, ohne daß nur eine die böſe Dreizehn, zu der man den ganzen Abend vereinigt geweſen, erwähnt hätte, jede in dem Glauben, daß der böſe Umſtand von niemand bemerkt worden ſei. Der Grenadier, treuherzig und ein wenig ungeſchickt, drückte jeder der alten Damen die Hand und ſtand dann, verlegen ſeinen Schnurrbart zwirbelnd, da, ohne zu wiſſen, was er ſchicklicherweiſe reden oder beginnen ſolle. So komiſch und ſonderbar er ſich in dem Kreiſe, in den er hineingeraten, vorkommen mochte, ließ er ſich doch nichts von ſeinem Befremden merken, freute ſich vielmehr im ſtillen, endlich einmal einen wohlverdienten Urlaub zu genießen, und nahm ſich vor, ſich durch die alten Fräulein in den kommenden Tagen ſo wenig wie möglich in dem, was er für Lebensgenuß hielt, ſtören zu laſſen.

Er begann das neue Jahr denn auch ganz nach seinem Sinn, und lebte so unbesorgt und leichtsinnig, als es sich mit den Mitteln, die ihm seine Löhnung gewährte, nur möglich machen ließ — und stand darum schon nach einigen Tagen vor der Notwendigkeit, den alten Fräulein einzugestehen, daß er sich bis auf den letzten Pfennig verausgabt habe.

Zum Glück hatte das neue Jahr die schmalen Geldbörsen der alten Damen durch die Einnahme der Vierteljahrszinsen ein wenig wieder aufgefüllt, so daß sie in einer gemeinsamen Kollekte für ihn, den sie mit jedem Tag mehr als ihren Schützling betrachteten, einiges Geld zusammenbrachten, wodurch der Grenadier, erstaunt über den unerwartet hohen Betrag, aus aller Verlegenheit war. Man hatte ihm aber, halb im Scherz, die Bedingung gestellt, daß er mit dem Gelde sparsamer als mit seiner Löhnung verfahren solle, und sich von ihm versprechen lassen, die Abende bei ihnen zu verbringen. Es war dabei nicht so sehr ihre Absicht, den Leichtsinnigen auf solidere Wege zu bringen, als ihr geheimer Wunsch, ihn öfter bei sich im Stift zu haben, um ihn nach Herzenslust pflegen und herausfüttern zu können. Denn darin war ein merkwürdiger Wettstreit zwischen ihnen entstanden, der einer treuherzigen Komik nicht entbehrte. Jede der Alten, die bisher niemals Gelegenheit gehabt hatten, einen Menschen

zu betreuen, und deren Leben einsam, still und unbefriedigend dahingeflossen war, sah in dem plötzlich aufgetauchten Grenadier eine Gelegenheit, sich ein wenig für das zu entschädigen, was ihnen ohne ihre Schuld vom Leben eigensinnig vorenthalten worden war. Fräulein Klockgeter, die den Urlauber in der ersten Zeit sozusagen für sich beansprucht hatte – sie war doch eigentlich die Ursache, daß er gekommen war –, war dabei längst an die Seite geschoben worden. Man drängte sich des Morgens, kaum daß er es verlassen, in sein Zimmer, um es wieder instand zu setzen, bürstete und putzte Koppel und Helm, legte ihm Mittags die besten Stücke vor, versorgte ihn mit Rauchtabak, und es geschah mehrere Male, daß er beim Nachhausekommen in seinem Zimmer ein Kistchen ausgezeichnet guter Zigarren fand, ohne daß er gewußt hätte, wer von den Zwölfen die unbekannte Wohltäterin gewesen.

Da geschah es eines Tages, daß zwischen Fräulein Klockgeter und Fräulein Kreidler, so vertraut sie die ganzen Jahre miteinander gewesen waren, ein Zerwürfnis entstand, dessen unschuldige Ursache niemand anders als der Grenadier war. Fräulein Klockgeter, durch die übrigen mehr und mehr in der Pflege „ihres" Soldaten verdrängt, hatte ihrer Freundin in einer Art mütterlicher Eifersucht Vorhaltungen gemacht, daß sie, die sie gut genug gewesen sei, ihr

Bett abzutreten, nun auch ihr Teil an der weiteren Pflege des Grenadiers haben wolle, und nicht gesonnen sei, ihre Rechte an sämtliche übrige Damen des Stifts abzutreten. — Diese ungewöhnliche und gereizte Sprache hatte Fräulein Kreidler, die sich besonders getroffen fühlte, aufs tiefste verletzt. Sie hatte heftiger erwidert, als es sonst ihre Art war, ein Wort gab das andere, die nächsten Zimmernachbarn kamen hinzu, wollten den Streit schlichten und Fräulein Klockgeter gütlich zureden, als diese in noch größerer Erregung als vorher ihrem lange zurückgehaltenen Unmut, „daß man sich in ihre persönlichen Rechte eingemischt habe", von neuem Luft machte, und sich schließlich zu der Behauptung verstieg, daß nur ihre Armut daran schuld sei, wenn man sie so wenig respektiere. Aufs tiefste beleidigt und empört verließen darauf alle anderen, ohne noch ein Wort zu erwidern, das Zimmer.

Ein paar Stunden später versuchte Fräulein Türeisen, die durch ihr Alter eine Art Autorität im Hause genoß, den Streit zu schlichten. Sie begab sich zu Fräulein Klockgeter, bat sie um Aufklärung, und erstaunte nicht wenig, als Fräulein Klockgeter, statt das Unrechte ihrer Vorwürfe einzusehen, noch viel leidenschaftlicher in ihren Klagen wurde, und behauptete, daß Fräulein Kreidler, wie Fräulein Klenke, Fräulein Lahusen nicht ausgenommen, ganz besonders

aber Fräulein Schmitz, es die ganze Zeit nur darauf angelegt hätten, sie bei dem Grenadier durch allerhand Anspielungen herabzusetzen und sich zugleich die Pflege und Sorge um sein Wohl allein anzueignen. Wenn die anderen so viel reicher seien als sie, und es sich etwas kosten lassen könnten, den Grenadier zu pflegen, so finde sie es desto weniger schön, ihr die einzige Freude ihrer alten Tage durch Neid und Mißgunst zu vergällen. Fräulein Türeisen schüttelte zu diesen sonderbaren Anklagen erstaunt den Kopf. Da sie aber nicht wußte, wie sie die Sache anders ins gleiche bringen solle, ließ sie in allen Zimmern eine Ansage herumgehen, daß man sich am anderen Morgen zu einer gemeinsamen Aussprache im „Saale" zusammenfinden möge. Sie rechnete im stillen damit, daß alle Beteiligten nach durchschlafener Nacht ruhiger über die Angelegenheit denken würden und bat Fräulein Klockgeter, die sich entschieden weigerte, in der nächsten Nacht noch einmal wieder mit Fräulein Kreidler das Bett zu teilen, die kommende Nacht in ihrem Zimmer zuzubringen. Sie habe ein Liegesofa, das sich ganz gut für die Nacht werde einrichten lassen.

Selten war man im Stift so aufgeregt, entzweit, verärgert und beleidigt zur Ruhe gegangen. Ohne Zweifel hatten fast alle gegen Fräulein Klockgeter, die den Soldaten für sich allein beanspruchte, Partei genommen, und es war vorauszusehen, daß sich

Fräulein Klockgeter wegen ihrer ungerechten Vorwürfe eine Demütigung werde gefallen lassen müssen.

Wirklich fand am anderen Morgen eine eingehende Aussprache statt, bei der es Fräulein Klockgeter an Vorwürfen und die übrigen an Entrüstung und Kopfschütteln nicht fehlen ließen, bis man sich endlich auf einen Vorschlag Fräulein Türeisens einigte, den Streit dadurch aus der Welt zu schaffen, daß jede der Damen für einen Tag den Urlauber als ihren besonderen Pflegling betrachten und für sein Wohlergehen Sorge tragen solle. Da noch gerade zwölf Tage bis zum Ablauf des Urlaubs übrig waren, erschien dieser Urteilsspruch allen als ein Ausdruck salomonischer Weisheit. So kam jede zu ihrem Recht. Aber am meisten befriedigte es, daß Fräulein Klockgeter auf diese Weise den Soldaten nicht länger als den ihren und für sich allein beanspruchen konnte, und jede schloß sich Fräulein Türeisens Ansicht an, daß der Urlauber ein Gast des Stiftes und nicht der einer einzelnen Dame sei, da nach der Hausordnung niemand das Recht habe, Freunde oder Angehörige, möge es sein, wer es wolle, als Gast im Stift zu beherbergen.

Die einzige, die mit der Entscheidung nichts weniger als einverstanden war, war Fräulein Klockgeter. Nach Lage der Dinge blieb ihr aber nichts anderes übrig, als sich zu fügen und sich in schlecht

verhaltenem Ärger beleidigt und gekränkt auf ihr Zimmer zurückzuziehen. Sie sah sich wie eine Verratene an, der das bitterste Unrecht geschehen, und hätte die Kränkung, die ihr nach ihrem Gefühl zugefügt war, gewiß so bald nicht wieder verwunden, wäre ihr nicht ein unerwarteter Umstand zu Hilfe gekommen.

Am anderen Morgen war nämlich der Grenadier, der von dem heimlichen Streite im Hause natürlich nichts erfahren hatte, plötzlich — unter Preisgabe seiner letzten Urlaubswoche, abgereist — und zu seinem Truppenteil zurückgekehrt. Er hatte einen Brief zurückgelassen, der von Fräulein Lenzner gefunden, zuerst von Fräulein Türeisen gelesen wurde und dann durch sämtliche Zimmer wanderte. Er sprach darin seinen herzlichsten Dank für alles Gute aus, das er genossen, setzte aber schalkhaft hinzu, daß er sich den vielfachen Pflegebedürfnissen der Damen nicht gewachsen fühle. Was zu viel sei, sei zu viel — und ihm seien die guten Tage wirklich jetzt über geworden. Er hoffe, daß man ihn nicht als einen Undankbaren betrachten werde, wenn er einige Tage früher, als er gerechnet, wieder zur Front zurückkehre. Dabei habe er aus bestimmten Gründen geglaubt, einem Abschiede aus dem Wege gehen zu sollen. Er danke noch einmal allen, die sich in der mannigfachsten Weise um ihn bemüht, von Herzen und wünsche dem Stift und sämtlichen Fräulein das Beste . . .

Der Brief machte selbst die Lauteſten unter den Anklägerinnen Fräulein Klockgeters verſtummen. So ſchmerzlich es für dieſe war, „ihren Soldaten“ nun ſo unerwartet völlig verloren zu haben, ein ſo großer Triumph war der Brief für ſie, und ein Grund, in den nächſten Tagen den Kopf um ein paar Zoll höher als ſonſt zu tragen.

Von dem Grenadier hörte man nach ſeinem Abſchiede nichts wieder, und es galt im Stift für eine ſtillſchweigende Vereinbarung, ihn nicht wieder zu erwähnen. Die entſtandene Spannung war freilich nicht ſo bald wieder zu verwiſchen und erhielt ſich länger, als es ſonſt bei den kleinen Verſtimmungen, die im Zuſammenleben von Menſchen immer einmal auftreten, der Fall zu ſein pflegt. Aber die Zeit und das altgewohnte Leben rückte trotzdem langſam alles wieder in ſein altgewohntes Geleiſe, und das Jahr, das ſelbſt im Stift einen ſo merkwürdig kriegeriſchen Anfang genommen, wandelte ſich wieder zu ruhigeren Tagen, wie man ſie ſeit alters in dem beſchaulichen alten Hauſe an der Sankt Annengaſſe gewohnt war, einförmig, lautlos und unbewegt, wie ein ſanft bewölkter, ſtiller Wintertag.

Verlag von Quelle & Meyer in Leipzig

Wilhelm Scharrelmann

Jesus der Jüngling Roman. Geheftet etwa Mark 11.—. Gebunden etwa Mark 18.—.

Das geheimnisvolle Dunkel, das über die Jünglingsjahre Jesu wohl für immer gebreitet ist, bot der dichterischen Phantasie stets von neuem reiche Anregung, und unsere Größten haben sich an dem Problem versucht. Mit ihnen tritt hier Scharrelmann mit der ganzen Kraft reifer Meisterschaft in Wettbewerb. Jeder — mag er wie immer zur religiösen Frage stehen — wird vor der tiefen Innerlichkeit und der schlichten Größe der Auffassung, die aus diesen Blättern spricht, aufs tiefste ergriffen sein. Gespannt folgt man der intuitiv erfaßten dramatisch aufgebauten Handlung, die eine Stimmung stiller Freude und sanfter Wehmut hinterläßt. So hat noch niemand den jungen Jesus gesehen.

Täler der Jugend Roman. 218 Seit. Geh. M. 5.—. Geb. M. 10.—.

„Das Werk ragt durch seine lautere Innigkeit, erquickende Herzenswärme wie ein kleiner Edelstein leuchtend aus der Hochflut der Erzählungsliteratur hervor. Das Herzblut eigner Erlebnisse durchströmt den Roman vom Anfang bis zum Schlusse. Wer Bücher der stillen Einkehr liebt und seine eigene Phantasie gern die mehr oder weniger schweren Zeiten seiner Entwicklungskämpfe durchschweifen läßt, wird sich gern von Scharrelmanns gütiger Hand in das Reich seiner dichterischen Träume entführen lassen." Hannoverscher Kurier.

Selige Armut 253 Seiten. Geh. M. 6.—. Gebunden M. 10.—.

„Bei Scharrelmanns Werk hat man den Eindruck eines Baumes, der sich ruhig wachsend immer reicher entfaltet, vielgestaltig und doch von einer inneren Naturmacht einheitlich zusammengehalten. Im Schatten dieses Baumes, dessen Zweige in den Himmel verlangen, ist gut weilen. Das gilt auch von dem soeben erschienenen Roman „Selige Armut". Die Idee dieses Buches von der seligen Armut möchte man als tröstenden Stern über alle aufgehen sehen, deren Blicke von den Bitternissen der Entbehrungen unserer Zeit zu Boden gezogen werden." Weser Zeitung.

Piddl Hundertmark Geschichte einer Kindheit. 4. Aufl. 188 S. Geh. etwa M. 6.—. Geb. etwa M. 10.—.

„Ein herzhafter und gesunder Geist weht durch dieses Buch, und ein aufrechter Mann steht dahinter. Er ist mit den Worten eher sparsam als verschwenderisch, er moralisiert und reflektiert nicht, er hat mit sicherem Gefühl an der rechten Stelle nicht nur angefangen zu erzählen, sondern — was seltener und schwieriger ist — auch aufgehört . . . Velhagen und Klasings Monatshefte.

Verlag von Quelle & Meyer in Leipzig

Wilhelm Scharrelmann

Die Fahrt ins Leben Bilder und Geschichten. 2. Aufl.
239 S. Geh. etwa M. 8.—. Geb. etwa M. 14.—.

„Jedermann wird seine Freude haben an diesen kleinen Geschichten, die gleicherweise durch ihren eigenartigen Inhalt, wie durch die plastische Darstellung fesseln, ob nun der Schalk aus den Blättern guckt, oder vom Ernst und Kampf des Lebens erzählt wird oder moderne Anekdoten auf eine Schnur gereiht erscheinen."
Die Hilfe.

Geschichten aus der Pickbalge
178 Seiten. Geheftet M. 1.50. Gebunden M. 3.—.

„Scharrelmann hat das Herz; er hat die tiefe Liebe zu dem armen, sich mühenden Volke, das wahrlich geduldig in Trübsal und fröhlich in Hoffnung ist. Am liebsten setzt er sich zu den ganz Jungen oder zu den ganz Alten. Immer steigt Wärme aus seinen kleinen Geschichten, meist gelingt es ihm, aus dem Stein einen göttlichen Funken zu schlagen, der einen Augenblick im Alltag aufzuckt und leuchtet, gern knüpft er an den Erinnerungszauber des Weihnachtsfestes an, und hin und wieder treibt ein freundlicher Humor sein Spiel."
Velhagen und Klasings Monatshefte.

Rund um Sankt Annen Neue Pickbalge-Geschichten. 269 Seiten. Geh. M. 5.—. Geb. M. 10.—.

„Geschichten voll stiller feiner Poesie und von dem Humor, der dem Verfasser so schön zu Gesicht steht. In einer jener engen, vom Strom des Großstadtlebens abseits liegenden Straßen, wie wir sie beispielsweise hier in Danzig, aber auch in anderen alten deutschen Städten noch vielfach haben, spielen sie sich ab. Ihre Gestalten, ihre Alltagereignisse, ihre Freuden und Leiden erhalten Leben unter des Künstlers kundig schöpfender Hand und bewegen uns, daß wir sie miterleben und nicht so bald wieder vergessen."
Konservative Monatsschrift.

Die Hochzeit in der Pickbalge
114 Seiten. Geheftet M. 5.—.

Scharrelmanns Pickbalgegeschichten, diese eigenartige, völlig in sich abgeschlossene Welt, die uns der Dichter lieben gelehrt, entsteht auch in diesem heiteren Lustspiel vor unseren Augen. Es sind bekannte Gestalten, die darin die „Helden" spielen. Die „Hochzeit" ist ein Volksstück im besten Sinne des Wortes, das auch beim Lesen seine Wirkung nicht verfehlt.

Verlag von Quelle & Meyer in Leipzig

Karl Gjellerup

Der goldene Zweig Dichtung u. Novellenkranz a. d. Zeit d. Kaiſ. Tiberius. 9.—13. T. 339 S. Geh. M. 5.—. Geb. M. 12.—

„Mit der Geſtaltungskraft und der Kennerſchaft des hiſtoriſchen Forſchers malt er in bezaubernden Farben die ſüdliche Landſchaft und den Prunk römiſcher Kunſt und Verſchwendung. Über ſeinem Buche liegt die Weihe eines Bekenntniſſes."

Hamburgiſcher Correſpondent.

Die Gottesfreundin Roman. 6.—9. T. 401 Seiten. Geheftet M. 5.—. Gebunden M. 12.—

„Eine Reihe farbenprächtiger, tiefgründiger Bilder, die ſich auf dem düſtern Hintergrund des 14. Jahrhunderts mit ſeinem Aberglauben und ſeinen Hexenprozeſſen abſpielen. Wie die Herrin der Burg Langenſtein den Führer der „Ketzer" ſchützt, und wie der zelotiſche Biſchof Ottmar vom Saulus zum Paulus wird, das wird uns in hochdramatiſcher, von dichteriſchem Schwung beſeelter Darſtellung berichtet." Berliner Morgenzeitung.

Seit ich zuerſt ſie ſah 430 S. 9.—12. T. Geheftet M. 12.—. Gebunden M. 20.—

„Dieſes ſchöne Idyll mit ſeinem tragiſchen Ausgang iſt eins der wundervollſten Werke Gjellerups. Ein ganzer Liebesfrühling iſt hier in die Stimmungsbilder aus Dresden und aus der Sächſiſchen Schweiz hineingezaubert, tiefe Wehmut, tragiſcher Schmerz verleihen dem Roman ſein wunderbares, unvergeßliches Aroma. . ."

Aarhus Stiftstidende.

Das heiligſte Tier Ein elyſiſches Fabelbuch. 390 Seiten. Geheftet M. 5.—. Gebunden M. 12.—

„In dieſem letzten Werk glänzt Gjellerups Geiſt, die letzte Beſchränkung abſtreifend, wie eine Glorie, die hinter ihm zurückblieb. Spiegel der Menſchheit, den ein lachender Philoſoph uns vorhält, Kompendium der Weltgeſchichte, die ein fabelhaft Wiſſender in zwei Stunden entrollt, Verzeichnis des Geiſterſchatzes der Menſchheit, den ein einzelner in ſeltener Beherrſchung beſitzt: nicht weniger iſt dieſes heitere, reiche Buch." Literariſches Echo.

Verlag von Quelle & Meyer in Leipzig

Karl Gjellerup

An der Grenze Roman. 272 Seiten. Geheftet M. 5.—. Gebunden M. 12.—

Mit seinem neuen Werke führt uns Gjellerup in die herbe, meerdurchleuchtete Schönheit seiner dänischen Heimat. Wunderliche und spröde Menschen stellt er in einem Kleinstadtidyll nebeneinander. Gjellerup zeigt sich in dem neuen Werke als Meister realistischer Darstellung und feiner landschaftlicher Schilderung.

Die Hügelmühle Roman in fünf Büchern. 3. Auflage. 450 Seiten. Geheftet M. 8.—. Gebunden M. 16.—

„In streng dramatischem Aufbau steigt die Handlung empor. Jede Gestalt atmet Wirklichkeit: die hellseherische, sterbende Müllerin, der unentschlossene Müller, die sinnliche und doch kalt berechnende Mühlmagd Liese und ebenso alle Nebenfiguren. Eine drückende Schwüle liegt über der Erzählung." Wartburg.

Die Weltwanderer Romandichtung. 3. Aufl. 447 S. Geheftet M. 8.—. Gebunden M. 15.—

„Der Gedanke der Wiedergeburt wird darin in einer seltsamen, aufs feinste geschliffenen Form veranschaulicht. Dieselben Menschen, die im entfernten Altertum atmen, und deren Taten und Leiden uns Gjellerup zeigt – wir sehen sie zugleich als Personen in moderner Zeit ... Karl Gjellerups Bücher gehören mit ihren unvergänglichen Schönheiten der Weltliteratur an." Der Bücherwurm.

Die Hirtin und der Hinkende

Ein arkadisches Idyll. 2. Auflage. 137 Seiten. Geheftet M. 4.—. Gebunden M. 8.—

„Mit seiner Schalkhaftigkeit und sommerlichem Behagen versenkt sich der Dichter in dieser wunderzarten Liebesgeschichte in das unter Mittelmeersonne warm erglühende Wesen altgriechischer Hirtenkultur. Die idyllische, bewegte Handlung, das Verlieren und Wiederfinden der herbkeuschen schönen Schinetis und ihres treuen, stolzen Werbers Arkas fesselt immer von neuem." Berner Bund.

Verlag von Quelle & Meyer in Leipzig

Karl Gjellerup

Reif für das Leben Rom. in 5 Büchern. 2. Aufl. 447 Seit.
Geheftet M. 12.—. Gebunden M. 20.—.

„Dieses Buch des dänischen Dichters ist mehr als ein Unterhaltungsroman. So fesselnd die Handlung ist, so gediegen die Schilderung der Lebensschicksale hier ist, das Beste an dem Roman sind doch die philosophischen Gespräche über die Dinge des Lebens, über das Seelische, über das Überlebende. Künstlerisch ein Meisterwerk und geistig ein Quell reicher, reifer Gedanken, wird dieser Roman allen denen ein Erlebnis sein, die Leben und Welt tief zu erfassen suchen."
Berliner Morgen-Zeitung.

Madonna della laguna Eine venet. Künstlergeschichte. Geh. etwa M. 11.—. Geb. etwa M. 18.—.

Ein ganz ander Gesicht zeigt hier einmal der sonst so tiefgründig denkende Meister. Er gibt eine Erzählung Altvenedigs, durchhaucht von der ganzen Glut und Pracht der stolzen Lagunenstadt. Es sind so fröhliche Bilder, erfüllt von Shakespeareschem Geiste, die an dem Leser vorüberwirbeln, daß man vermeint, ein klassisches Lustspiel zu lesen.

Theodor Birt

Novellen und Legenden aus verklungenen Zeiten 2. Aufl. 313 S. mit 6 Tafeln. Geb. M. 9.—.

„Einer unserer besten Kenner des Altertums gibt in diesem ansprechenden Werk „Novellen und Legenden" aus der griechischen Literatur. Ein zarter Reiz jenes lyrisch gestimmten Geistes strömt aus den einzelnen Motiven heraus ... Die Geschichten sind in ihrer schlichten und doch klassischen Schönheit voller eigentümlicher Werte, die es verständlich erscheinen lassen, daß gerade in jetziger Zeit die versonnene, freie Art des Altertums wieder wachgerufen wird."
Die Post.

Von Haß und Liebe Fünf Erzählungen aus verklungenen Zeiten. 296 Seiten. Gebunden M. 12.—.

Flucht aus der Gegenwart: wer brauchte sie nicht heute? Nur die Phantasie kann uns helfen, durch sie sind wir „Zeitgenossen aller Zeiten". Wie lange atmet schon Held Odysseus nicht mehr! Ihn und den alten Rechner Archimedes, Roms Cäsaren, vor allem ein paar holde Griechinnen aus der gottseligen Heidenzeit beleben diese Novellen, dem grauen Hades sind sie entrissen, auf daß sie noch einmal hassen und lieben, lachen und grollen wie einst, dahinwandelnd in Roms Gassen oder auf den wonnigen Inseln des Mittelmeers.

Verlag von Quelle & Meyer in Leipzig

Carl Busse

Winkelglück Ein fröhlich Buch in ernster Zeit. 57. bis 71. Tausend. 237 Seiten mit Buchschmuck von Paul Hartmann. Geb. M. 5.—

„Die Fröhlichkeit, die das Buch kündet, quillt aus dem Herzen, aber was mehr ist: sie strömt aus dem reichen Herzen eines echten Dichters. Und das vergoldet sie, macht sie feingliedrig, füllt sie mit still leuchtenden Farben und läßt doch tief, tief an ihrem Grunde auch das große Herzweh der Zeit in wehmütig heimlicher Musik zitternd weiterklingen." Leipziger Neueste Nachrichten.

Fläumchen 300 Seiten. Geheftet M. 5.—. Gebunden M. 12.—

Dies Buch ist ein Denkstein, den sich der leider so früh gestorbene Dichter selbst gesetzt hat. Diese abgerundeten, innerlichen Erzählungen aus Erlebnissen der letzten Jahre atmen echt Busseſche Kunst. Die Wärme des Gefühls, die Fähigkeit des Mitreißens, das feine Naturgefühl paaren sich mit reifster Formgestaltung.

Aus verklungenen Stunden

Ein Skizzenbuch. 300 S. Geh. M. 5—. Geb. M. 10.—

Diese Sammlung meist unbekannter Novellen ist ein Spiegel von Busses innerlich so reichem Leben. Sie führen uns zum Teil in Busses Jugendzeit, da er als Stürmer und Dränger mit seinen „Gedichten" ganz Jungdeutschland mit Begeisterung erfüllte. Ein sonniger Humor geht von den Erzählungen aus und tut uns doppelt wohl in der trüben Gegenwart.

Gedichte Gedichte. 6. u. 7. Auflage. 171 S. Geb. M. 6.—. Neue Gedichte. 3. u. 4. Auflage. 150 Seiten. Gebunden M. 5.40.

Heilige Not. 2. Auflage. 149 S. Geb. M. 5.40

„Carl Busse steht in vorderster Reihe unter den jüngstdeutschen Lyrikern. Schon der erste Band seiner Gedichte ließ den ungewöhnlich begabten Dichter erkennen. Die Technik ist nahezu vollendet, der Zauber der Sprache wirkt schon beim stillen Lesen, die Melodie des Verses hat etwas Bestrickendes." Die christliche Welt.

Verlag von Quelle & Meyer in Leipzig

Dunkel über Preußen

Histor. Roman. Von F. Herwig.

256 Seiten. Geb. etwa M. 18.—.

Herwig, den die maßgebende Kritik den berufenen Nachfolger Willibald Alexis nennt, wählt für seinen neuesten Roman eine Zeit des Niederganges als Hintergrund, die aber in ihrem Sturm und Drange ihrer leidenschaftlichen Auflehnung gegen alle Überlieferung und ihrem Drange zurück zur Natur uns heute besonders nahe steht. Alle Stände, alle Verhältnisse kommen auf die Szenen. Gespensterisch beleuchtet steht der alte Fritz und der Eifer elitzeiner Patrioten liegt wie ein abendrötliches Licht auf ihr. Es graut schon der Tag von Jena.

Die Leute aus dem Dreisatale

Von Gustav Schröer. 219 S. Geb. M. 20.—.

Zwei Bauernhöfe im Hochtale und tief in den Wäldern die Gemeinde der Köhler sind der einsame Schauplatz dieser Dichtung. Ein vom Schicksal Zerschlagener findet dort Zuflucht und Heimstatt. In stillem inneren Werdegang wächst er hinein in das starke Menschentum der Bauern und Köhler, denen in der Bergeinsamkeit ein eigener tiefer Sinn des Lebens aufgegangen ist. Schröers Roman ist eine tief beseelte Dichtung von seltener Schönheit.

Bernd Thormann

Roman eines Künstlers. Von Hanns Gobsch.

281 Seiten. Gebunden M. 14.—.

Es ist ein Buch der Stille und Verinnerlichung, ein Buch, das von opferfreudiger Liebe und Künstlersehnsucht erzählt. Aber diese Stille und Abgemessenheit, die über dem Romane liegen, gleichen verhüllenden Schleiern, hinter denen ein tiefsinniger Kampf brennt. Das sehnsüchtige Ringen und Tasten eines Bildhauers nach vollendetem künstlerischen Ausdruck, nach der Gestaltung eines Meisterwerkes, das dem Künstler zur Erlösung werde und seine inbrünstigen Wünsche still mache. Eine Sehnsucht nach überwindender Stille.

Vom Baume der Erkenntnis

Von Prof. Dr. Fritz Schumacher. 275 Seiten. Gebunden M. 18.—.

Fritz Schumacher der große Architekt Hamburgs und derzeitige zweite Bürgermeister Kölns gehört zu unseren bedeutendsten lebenden Künstlern. In diesen geistvollen Phantasien und Satiren, die neben und aus seiner gewaltigen Berufsarbeit entstanden, läßt er uns einen Blick tun in sein reiches Innenleben. Tiefgründiger Ernst, abgeklärter Humor auch in der Satire, reichdichterische Phantasie klingen hier zu einer vollen Symphonie zusammen. Es weht ein eigener Zauber aus diesen Blättern.

Verlag von Quelle & Meyer in Leipzig

Der Wolkenschulze Von Max Jungnickel. In alter Fraktur geschrieben und zweifarbig gedruckt. Geheftet M. 6.—. In gediegenem Einbande M. 8.—

Eine neue köstliche Prosadichtung, ein echtes Kind seiner Muse, rein, heiter und doch wieder ernst voll tiefer Wahrheiten. „Meine Weltanschauung habe ich in meinen Dorfchristus gelegt, mein Verhältnis zu Gott. Kommt, ich will Euch zu meinem Heiland führen. Vielleicht macht er Euch froh in schwarzen Tagen."

Das neue Geschlecht Ein Roman von Johan Skjoldborg. 178 Seiten. Geh. M. 5.—. Geb. M. 10.—

Skjoldborg hat hier ein Werk voller Glauben und Zukunftshoffnung geschaffen: einen Bauernroman, den man ein soziales Bauernidyll nennen kann. Skjoldborg meldet von einer neuen Bauerngeneration, die von modernen Ideen erfaßt, stolz und sicher ihre Bauernart wahrt.

Schwarze Strahlen Roman von Armin Steinart (F. A. Loofs). 330 Seiten. Geh. M. 5.—. Geb. M. 10.—

Nur in den Stunden der Vertiefung löst sich die grobe Wirklichkeit zu einem Schleier auf, hinter welchem wir die Dinge in ihrem Wesen und ihrer wahren Bedeutung erblicken. So hat der Verfasser die Menschen und das Geschehen dieses metaphysischen Romans gesehen: Im Mittelpunkt einer Handlung von atemloser Spannung steht Orta Runach, ein weiblicher Lucifer. Von ihr, dem gefallenen Engel, geht der Haß gleich schwarzen Strahlen aus.

Das Licht der Heimat Von August Hinrichs. 400 Seiten. Geheftet M. 7.50. Gebunden M. 12.—

Ein Buch der Tat. Ein männlicher Zug geht durch das Ganze, eine Lust am Erzählen und Gestalten. Die Sprache ist schlicht, aber von großer Schönheit, an Löns und Frenssen gemahnend. Im Mittelpunkt des Romans stehen Mutter und Sohn, deren Schicksale und Sieg der Dichter verkündet. Ein echter niederdeutscher Heimatsroman.

Verlag von Quelle & Meyer in Leipzig

Die Boberbahn Eine Dorfgeschichte aus dem Hirschberger Tal.
Von Kurt Felscher. 308 Seiten. Geb. M. 8.—.
„Ins Hirschberger Tal, in jenen vom Riesen- und Boberkatzbachgebirge umschlossenen lieblichen Kessel, der vom vielgewundenen Bober durchflossen wird, versetzt uns der schlesische Dichter. Es zeichnet uns des Verfassers sicherer Stift ein Bild von tiefster Wirkung.
Niederschlesische Zeitung.

Der Platz an der Sonne Ein Roman aus Kurbrandenburgs See- und Kolonialgeschichte. Von Georg Lehfels. 323 Seiten mit Buchschmuck. Geheftet M. 5.—. Gebunden M. 10.—.
„In einem Roman aus der Zeit des Großen Kurfürsten wird ein interessantes Stück Geschichte entrollt, mit so strenger Anlehnung an die wirkliche Geschichte, daß das Buch wohl mehr als eine unterhaltende Lektüre ist, und doch wiederum so, daß das Historische den fesselnden Gang der Handlung nicht hemmt. Der temperamentvolle Erzähler weiß bis zum Schluß zu spannen und zu beleben."
Der Tag

Die große Woge Ein Hamburger Roman aus der Franzosenzeit.
Von Georg Lehfels. 281 Seiten Geheftet M. 5.—. Gebunden M. 10.—.
In wundervoll dichterisch geschauten Bildern gleitet das gesellschaftliche Geschehen einer ereignisschweren Zeit am Leser vorüber: der sinkende Glanz des Rokoko, der Aufstieg und Sturz Napoleons, Englands Rücksichtslosigkeit im Kampf um die eigenen Interessen und endlich Deutschlands Erstarkung. Man könnte treffend Lehfels' Roman das Hohe Lied auf den Hamburger Kaufmann bezeichnen.

Das Glück in der Sackgasse
Roman von Hermann Kurz. 6.—10. Tausend. Geheftet M. 5.—. Gebunden M. 12.—.
„Der Zauber geruhsamer Stunden und die würdevolle Anmut und Behaglichkeit eines seligen altväterlichen Kleinstadtlebens heimeln uns an ... Die Fabel dieses mit reifer Meisterschaft gestalteten Stückes Lebens erzählt uns den wirrsalichen Aufstieg einer Familie. Aber über allem ruht jene stolzliche Zufriedenheit und jene Heiterkeit eines Dichters, der seine Augen am Spitzwegs Gemälde, eine Oberen am Marktes Flötenchören ertrank und in der Sackgasse von Mauer zu Mauer ein Rosengewinde schlang, auf dem der kindische Amor seligkräftig hin und hergaukelt, bis er in die Kammern und Herzen glücklicher Buben und Mädchen schlüpft."
Der Tag.